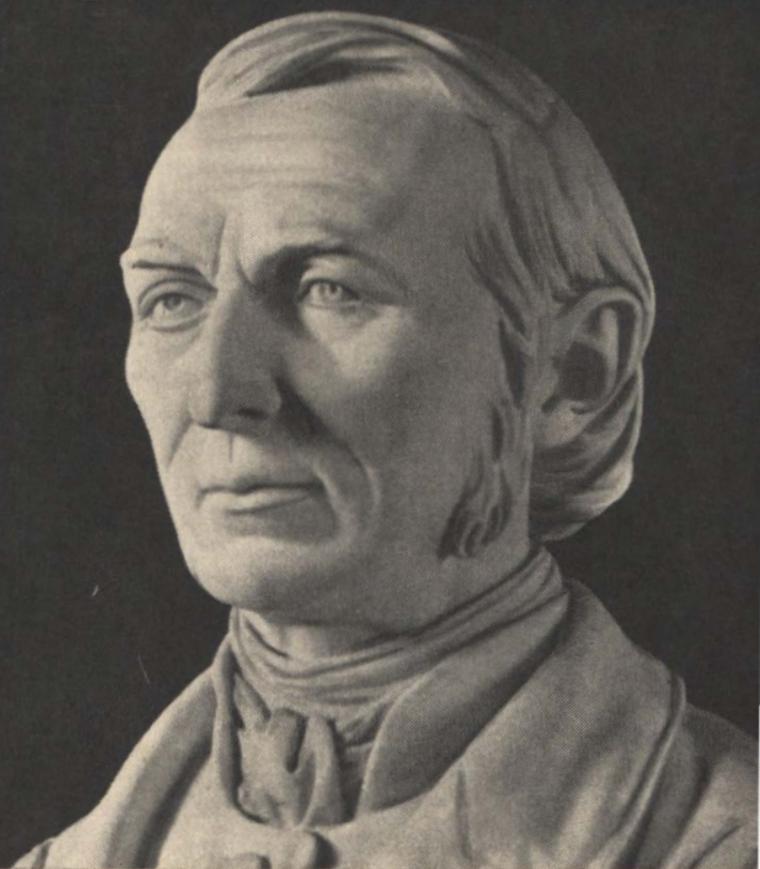


BRUNNEN-VERLAG • GIESSEN

ZEUGEN DES GEGENWÄRTIGEN GOTTES



Theodor Fliedner

Der Diakonissenhausvater

Helmut Ollesch

Theodor Fliedner

Der Diakonissenhausvater

Von

Helmut Ollesch



RUNNEN-VERLAG · GIESSEN UND BASEL

Band 163/164 der Sammlung
„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

INHALT

Kindheit und Studium	3
Hauslehrer in Köln	8
Pfarrer in Kaiserswerth	12
Gründung der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft	23
Die Pfarrfrau	29
Die Arbeit in der Gemeinde	36
Gründung des Asyls	42
Die Kleinkinderschule	45
Die Gründung des Diakonissenwerkes	48
Haus- und Lebensordnung	56
Pfarrfrau, Mutter und Vorsteherin	60
Die zweite Diakonissenmutter, Karoline Fliedner geb. Bertheau	65
Wachstum der Mutterhausdiakonie	68
Wirken in die Weite	71
Die letzten Jahre	81
Heimgang	86
Fliedner als Vater seiner Kinder	89
Fliedners Charakter und Wirken	95
Literaturverzeichnis	99

© 1963 by Brunnen-Verlag, Gießen
Printed in Germany

Gesamtherstellung: Buchdruckerei H. Rathmann, Marburg a. d. L.

Kindheit und Studium

Am 21. Januar 1800 wurde Theodor Fliedner als Sohn eines Pfarrers in dem kleinen Taunusstädtchen Eppstein geboren und fünf Tage später — wie es damals üblich war — vom Vater im Pfarrhaus getauft, weil es in der Kirche zu kalt gewesen wäre. Nach dem frühen Tode seiner ersten Frau hatte sein Vater zum zweiten Male eine Pfarrwaise aus dem Elsaß geheiratet, die ihm eine treue und aufopferungsvolle Lebensgefährtin geworden ist und in ihrer achtzehnjährigen Ehe nicht weniger als elf Kindern das Leben geschenkt hat.

Seine Hausbesuche, die er fleißig machte, benutzte er — ganz im Sinne der Aufklärung — stets zu freundlicher Belehrung in allen Fragen des ländlichen Lebens. Seine Predigten waren klar gegliedert und stets ethisch bestimmt. Er tat alles, was nur irgendwie zur geistigen und materiellen Hebung seiner Gemeinde dienen konnte. Sein Hauptanliegen war, aus seinen Gemeindegliedern als ein rechter Volkserzieher tüchtige und ordentliche Menschen zu machen.

Sein Sohn, der als junger Mann mit schwärmerischer Liebe und Verehrung zu ihm aufsaß, hat später von ihm gesagt: „Ich befehle meinen Vater in die Barmherzigkeit Gottes. Er konnte seinen Kindern das Heil in Christo nicht voll verkündigen, weil es ihm selber nicht offenbart war; aber er hat allezeit ernstlich nach hohen Zielen getrachtet.“

Theodor Fliedner hat seiner Mutter im ersten Jahr seines Lebens viel Sorge gemacht, weil er — ganz im Gegensatz zu seinen unruhigen älteren Geschwistern — ständig schlief. Oft ist sie ängstlich an seine Wiege getreten, um sich davon zu überzeugen, daß er noch ruhig atmete.

Er war von auffallend ruhiger Gemütsart und schien geradezu phlegmatisch zu sein. Bald aber wuchs er zu einem pausbäckigen Buben heran, den sein Vater gern seinen „lieben Dicken“ nannte.

Seine geistigen Gaben erwachten früh. Wenn seine Mutter abends das Spinnrad hervorholte, um das Leinen für ihre große Familie selber zu spinnen, saß er auf ihrer freien linken Seite und lernte aus einem Gesangbuch mit großen Buchstaben das Lesen.

Früh ausgeprägt war sein Lerneifer, wollte er doch wie sein Vater und seine Vorfahren Pfarrer werden. Als ihn einmal ein Freund des Hauses in Gegenwart des Vaters fragte, was er denn eigentlich werden wolle, soll sein Vater — sicherlich im Scherz — geantwortet haben: „O dieser mein lieber Dicker soll einmal ein ehrlicher Bierbrauer werden!“

Bitterlich weinend sei Theodor fortgelaufen und mußte zurückgerufen und beruhigt werden, denn sein Lebensziel war schon damals ein anderes, nämlich, Pfarrer zu werden wie sein Vater.

Mit sieben Jahren begann er mit dem lateinischen, mit acht Jahren mit dem griechischen Unterricht. Oft las er später in des Vaters Studierstube in den Klassikern. Oder er suchte sich hierfür ein sicheres Versteck und schloß sich ein, um ungestört zu sein.

Bei allem Lerneifer war er kein Stubenhocker: Er half gern beim Holzhauen, in der Gartenarbeit und beim Heumachen, sammelte mit der Mutter im Walde Himbeeren — „ohne kaum eine einzige zu essen“ — und fing Krebse in einem Bach. Selbst die größeren Jungen hatten vor ihm Respekt. Er wußte sich durchzusetzen, wenn sie ihn wegen seiner rötlichen Haare neckten.

An jedem Morgen begrüßten die Kinder ihre Eltern mit Handkuß und dem Gruß: „Wünsche Ihnen, wohl geruht zu haben . . .“ Fliedners Mutter ist zeitlebens auch von den längst erwachsenen Kindern mit „Sie“ angeredet worden.

Eine besondere Freude war für die Pfarrerskinder das alle 14 Tage abgehaltene Kränzchen, das abwechselnd in einem der Pfarrhäuser der Umgebung gehalten wurde, bei dem die Kinder, die laufen konnten, mit dabei sein durften. Schon frühmorgens kamen die befreundeten Familien aus den Nachbarorten zu Fuß herbeigezogen, und abends gab man den Heimkehrenden noch lange das Geleit.

Im Konfirmandenunterricht versuchte der Vater seinen Konfirmanden an Hand von biblischen Kernsprüchen und Liederversen den Inhalt der christlichen Glaubenslehre klarzumachen. Theodor wußte bald mehr Sprüche und Verse als seine sechs Mitkonfirmanden und durfte sie am großen steinernen Tisch in der Laube abhören.

Die Kriegereignisse 1813 zogen auch das Eppsteiner Pfarrhaus in Mitleidenschaft: Kosaken, die Verbündeten Blüchers, hatten hier Quartier für einen General aufgeschlagen, dem täglich von 14 Trompetern auf dem Hof ein Ständchen gebracht wurde. Das Haus wurde durch die Einquartierung nahezu ausgeplündert, der Garten von den Pferden zerstampft und der Zaun als Brennholz benutzt.

Im Orte war, durch die Russen eingeschleppt, Typhus ausgebrochen. Bei einer Kranken steckte sich auch der Vater an. Ein vier Monate altes Töchterchen starb. Der Vater rang mit dem Tode. Diese Not trieb den jungen Theodor ins Gebet: „Da schlich ich in meine Kammer und betete schluchzend zum ewigen Vater, daß er mir doch meinen irdischen, wenn es anders möglich wäre, noch eine Zeitlang erhalten möchte, betete inbrünstig auf den Knien (das erste Mal in meinem Leben) in kindlicher Einfalt glaubend, daß mein Gebet dann wohl um so wirksamer sein möchte.“

Aber sein Gebet blieb unerhört: Kurz vor Weihnachten des Kriegsjahres 1813 starb sein Vater im 50. Lebensjahre. Mit dem Tode ihres Ernährers sah sich die Familie plötzlich vor die größte Not gestellt. Wie sollte die Witwe, die über dem Herzeleid der letzten Wochen selbst krank geworden war, sich und ihre zehn unversorgten Kinder durchbringen? Hatte der Vater doch keinerlei Ersparnisse hinterlassen, sondern infolge seiner Gastfreundschaft sogar noch Schulden.

Aber gerade diese Großzügigkeit hatte der Familie Freunde erweckt, war doch durch das gastfreie Pfarrhaus ständig ein Strom von Freunden und von Fremden hindurchgegangen, wenn sie von Eppstein aus die Schönheiten des Taunus kennenlernen wollten.

Ein wohlhabender Fabrikant nahm sich der beiden ältesten Söhne an und ermöglichte ihnen den Übergang nach Idstein auf das dortige Gymnasium, indem er sie in eines seiner Häuser aufnahm. Die strenge, aber gütige Pensionsmutter erzog ihre beiden Schutzbefohlenen energisch zur Ordnung und zur Selbständigkeit. Sie mußten sich ihr Brennholz selber spalten, die Stiefel putzen, das Bett machen und die Strümpfe stopfen.

Theodor Fliedner fügt in seinen Erinnerungen hinzu,

daß sie ihm auch „die Verwöhnung im Essen“ abgewöhnt habe, was auf eine sehr spartanische Lebensweise schließen läßt, denn bei der großen Kinderzahl im Eppsteiner Pfarrhaus und dem schmalen Gehalt des Vaters sind sie zu Hause sicherlich nicht verwöhnt worden.

Das Abgangszeugnis fiel für beide Brüder gut aus. Der Rektor lobte ihren anhaltenden Fleiß und empfahl sie „allen Freunden und Gönnern hoffnungsvoller junger Studierender“ wegen ihrer Mittellosigkeit auch zur wirtschaftlichen Unterstützung.

Zum Sommersemester 1817 bezog Theodor gemeinsam mit seinem Bruder Ludwig die Universität *Gießen*, um Theologie zu studieren: „Viel wissend, ohne es verdaut zu haben und ohne Einsicht in das Evangelium, ohne entschiedenen Glauben, ohne daß ich aber auch einen Geist des Leugnens und Unglaubens gehabt hätte, keineswegs reif zum Studium der Theologie“, wie der Vierzigjährige später wohl allzustreng und selbstkritisch urteilte. *Gießen* war damals nassauische Landesuniversität. Hier konnten die mittellosen Studenten noch am ehesten auf öffentliche Unterstützung hoffen, um ihr Studium durchzuführen.

Er studierte mit eisernem Fleiß, weil er möglichst schnell fertig werden wollte, um Mutter und Geschwister unterstützen zu können. Aus seinem dritten *Gießener* Semester ist ein Stundenplan erhalten, der von morgens 4 Uhr bis abends 11 Uhr reicht. Auch am Sonntag arbeitete er so lange, mit Ausnahme der Kirchzeit und der Stunden für einen nachmittäglichen Spaziergang. Nur der eiserne Wille des Achtzehnjährigen konnte seinem Körper eine solche Arbeitsleistung — bei nur fünf Stunden Schlaf — abringen.

Die Dreihundertjahrfeier der Reformation 1817 gab den ersten Anstoß zu einer etwas stärkeren Beschäftigung mit Luther und damit zur allmählichen Überwindung der Theologie der Aufklärung.

Am studentischen Leben beteiligte er sich nicht, wohl aber an Leibesübungen und am Turnen auf einem Berge vor den Toren der Stadt, wo er mit Mitgliedern der jungen *Gießener* Burschenschaft in Berührung kam, die einen Hauptherd des studentischen Radikalismus jener Zeit

bildeten. Doch so sehr ihn die vaterländische Begeisterung und die sittliche Haltung dieses Kreises anzogen, so stieß ihn ihr blutrünstiges literarisches Jakobinertum ab mit seinen offenen oder versteckten Aufrufen zum Tyrannenmord, die dann später mit zur Ermordung des russischen Staatsrates Kotzebue führten.

Hierin wußte er sich von dem Weg der Burschenschaft getrennt. Als einmal bei einem Kommers „vom Besserwerden und Bessermachen der Fürsten“ die Rede war, erklärte er abwehrend: „Laßt *uns* erst alle besser werden, dann wird es auch von *außen* besser werden.“ Alles hohle Phrasentum, auch das revolutionäre, war ihm zuwider.

Den Burschenschaffern erschien jedoch eine solche Äußerung höchst philisterhaft: Sie ließen daher die Brüder Fliedner nicht mehr zu ihren geheimen Versammlungen zu, so daß Fliedner von der ganzen Bewegung niemals stärker beeinflußt wurde. An freundschaftlichem Verkehr mit ihren Mitgliedern hat es ihm aber trotzdem nicht gefehlt, wie die zahlreichen Stammbuchblätter beweisen, die er aus Gießen mitnahm.

Auf Wanderungen suchte er die weitere Umgebung kennenzulernen. Mit wenig Geld in der Tasche machte er sich allein auf den Weg. Als er gleich am ersten Tage 40 Kreuzer für ein Nachtlager bezahlen mußte, die für seine Verhältnisse eine große Summe bedeuteten, ernährte er sich fortan unterwegs vor allem von Zwetschen, die überall billig zu haben waren, um diese Ausgabe auszugleichen. Seinen Kindern hat er später von dieser Fahrt immer als von der „Zwetschenreise“ erzählt.

Zwei dunkle Schatten fielen auf die Studienzeit in Gießen: Innerhalb von zwei Wochen starben zwei Schwestern durch Typhus. Dieses schwere Erleben mochte der Anlaß zum Wegzug der Mutter aus Eppstein und zur Übersiedlung nach Idstein gewesen sein.

Dann gingen die beiden Brüder zur Fortsetzung ihres Studiums nach *Göttingen*. Die nassauische Regierung hatte Göttingen neuerdings zur Landesuniversität bestimmt. So blieb ihnen keine andere Wahl, da sie nach wie vor auf Stipendien und Freitische angewiesen waren. Dazu verhalfen ihnen die glänzenden Fleißzeugnisse, die sie aus Gießen mitbrachten. Die Kolleggelder wurden

ihnen von allen Professoren erlassen, so daß sie ihr Studium in der bisherigen bescheidenen Lebenshaltung fortsetzen konnten.

Nur ungerne ging Fliedner im Herbst 1819 aus Göttingen fort. Er hätte gern sein Studium an diesem ihm besonders liebgewordenen Ort weitergeführt und vertieft. Aber die wirtschaftliche Notlage der Familie drängte zum schnellen Abschluß. So zog er denn, ausgestattet mit den besten Fleißzeugnissen seiner Göttinger Lehrer, zum letzten Pflichtsemester auf das Predigerseminar nach *Herborn*, wo die nassauischen Studenten den letzten „Schliff“ für das praktische Amt erhielten. Bei angestrengtester Arbeit ging das Herborner Wintersemester schnell zu Ende. Selbst die Reise nach Hause zu Weihnachten versagte er sich, um die Ferien zum Studium auszunutzen. Er wurde mit einem aner kennenden Fleißzeugnis bereits nach halb-jährigem Seminarbesuch entlassen, während der Aufenthalt sonst ein ganzes Jahr dauern sollte.

So kehrte er Ende März 1820 nach Idstein zurück, um sich auf das Examen vorzubereiten. Als gesundes Gegen-gewicht gegen die Lernarbeit durchstriefte er mit der Botanisiertrommel die heimatlichen Wälder und erlernte die Anfänge des Drechslerhandwerks, um seinem prak-tischen Betätigungsdrang Ausdruck zu geben.

Am 5. August 1820 bestand er die mündliche Prüfung mit dem Gesamtprädikat „Vorzüglich gut“. Sein Vorberei-tungsweg war damit offiziell zum Abschluß gekommen.

Hauslehrer in Köln

Infolge des damaligen Pfarrerüberschusses konnte Fliedner nicht so bald damit rechnen, in seiner nassauischen Heimatkirche ein Pfarramt zu erhalten. Er fühlte sich mit seinen 20 Jahren auch noch viel zu jung für dieses Amt und hatte sich schon während seiner Examens-vorbereitung nach einer Hauslehrerstelle umgesehen, in der er sich weiterbilden und reifen konnte.

Er fand sie im Hause des verwitweten reichen Wein-händlers Jacob Mumm in Köln, wo er dessen zwei Söhne und außerdem noch die beiden Kinder von dessen eben-falls verwitweter Schwägerin zu erziehen hatte.

Hier in Köln kam er in die äußerlich glänzenden Verhältnisse eines reichen rheinischen Kaufmannshauses, in dem ein reges geselliges Leben herrschte. Bisher hatte er sich noch nicht die nötigen Umgangsformen aneignen können, die in der neuen Umgebung von ihm erwartet wurden, und machte deshalb manchen gesellschaftlichen Fehler: „Es ist doch hinderlich, auch fürs Reich Gottes, wenn keine feineren Sitten in der Jugend gelehrt werden“, bemerkte er einmal später im Rückblick auf diese kleinen Erlebnisse.

Im übrigen aber war er froh, nun endlich auf eigenen Füßen zu stehen und nicht mehr auf Freitische und Stipendien angewiesen zu sein. „Erstes Jahr der Selbständigkeit 1820“, schrieb er stolz auf sein kleines Kassenbüchlein, in das er gewissenhaft alle Einnahmen und Ausgaben eintrug. Es läßt erkennen, daß er auch in Köln sehr bescheiden gelebt hat.

Vor allem vergaß er nicht, die Mutter zu unterstützen, zum Teil mit für seine Verhältnisse beträchtlichen Summen. Er erbot sich auch, die Kosten für eine Magd zu übernehmen, damit die Mutter entlastet werden konnte. Einer Schwester, die einen Pfarrer heiratete, gab er 50 Gulden zur Aussteuer.

So half er seiner Familie nach Kräften und ließ sie auch an seinem Ergehen regelmäßig brieflich teilnehmen, bis hin zur Schilderung des Kölner Karnevals, dessen Treiben ihm zuwider war. Er freute sich, gleichzeitig berichten zu können, daß die evangelische Kirche durch Wochengottesdienste die Passionszeit würdiger einleitete.

Das Unterrichten und Beaufsichtigen der vier Kinder, die ihm anvertraut waren, nahm ihn von morgens bis abends derart in Anspruch, daß er trotz genauester Zeiteinteilung zu eigener theologischer Weiterarbeit nur in den Nachtstunden Zeit fand. Aber er sah es doch als Gewinn an, daß er jetzt genötigt wurde, sich mit den Fächern des allgemeinen Wissens noch eingehender beschäftigen zu müssen. Auf diese Weise wurde er vor Enge und Einseitigkeit bewahrt.

Ganz besonders ernst nahm er die religiöse Erziehung der Kinder, von denen er sich „du“ nennen ließ, denen er aber doch mit geistiger Überlegenheit auf kameradschaft-

liche Art zu begegnen wußte, so daß er keineswegs an Autorität verlor.

Um ihre Ehrfurcht vor Gott zu vertiefen, betete er mit ihnen morgens vor Beginn des Tagewerkes auf den Knien, wobei sie oft in Tränen zerslossen und die bitterste Reue über ihre Fehler empfanden, was Fliedner als Erfolg seiner Erziehung ansah. Das aber setzte ihn in Idstein in den Augen mancher rationalistisch denkender Männer der Kirche herab, weil sie darin eine „Verführung zum Pietismus“ sahen, der er doch offenbar nicht widerstehen zu können scheine.

Und das war es auch, was schließlich im Hause Mumm den Anlaß gab, ihm zu kündigen unter dem Vorwand, die Kinder sollten in öffentliche Schulen eingeschult werden, was aber nur ein Vorwand war, da sie später noch weiterhin durch Hauslehrer erzogen wurden.

Neben seinen sonstigen Predigtvertretungen predigte er monatlich einmal im Kölner Arresthaus und lernte dadurch zum ersten Male die Welt der Gefangenen flüchtig kennen, für die er sich dann später so intensiv und anhaltend eingesetzt hat.

Durch einen Konsistorialrat Krafft wurde er auch zur Mitarbeit in der Kölner Bibelgesellschaft als „Hilfssekretär“ herangezogen, wobei er einen Teil des ausgedehnten Briefwechsels zu erledigen hatte und beim Packen und Versand der Bibeln half.

Er wurde hier zum ersten Male auf die rührige Tätigkeit des kirchlichen Lebens Englands aufmerksam, wodurch er manche Anregungen über Gebiete praktischer Liebestätigkeit empfing. Außerdem kam er in Berührung mit vielen lebendigen Christen des Niederrheins aus allen Schichten der Bevölkerung.

Mit welchem Ernst er an seiner Selbsterziehung arbeitete, zeigte das „*Selbstprüfungsbuch*“, das er am Geburtstag seines verstorbenen Vaters anlegte. Es enthielt zunächst nur einige kurze Eintragungen über sein Tagewerk mit strenger Selbstkritik über seinen Fleiß, sein Verhalten zu den Zöglingen, zuweilen über seine Eitelkeit und andere Fehler, die er bei sich entdeckte. Er hat es in Kaiserswerth an seinem 22. Geburtstag wieder in die Hand genommen und es über ein Jahr lang weitergeführt. Mit

schonungsloser Wahrhaftigkeit gegen sich selbst prüft er sich darin, ob er vorwärts kommt in der Heiligung seiner ganzen Lebenshaltung. Ehrlich bemüht er sich, sein ganzes Leben bis ins kleinste unter den Willen Gottes zu stellen.

Im wesentlichen ist es eine strenge, vielleicht übergesetzliche Verurteilung seines Seelenzustandes. Weil er sich mit großem Ernst immer die höchsten Ziele stellt, leidet er darunter, wenn er sie nicht erreicht. In jedem Falle möchte er das Rechte tun, was Gott von ihm fordert. So arbeitet er unerbittlich und unablässig an sich selber.

„Spät aufgestanden“, heißt es immer wieder. Das schreibt er, wenn er nicht um fünf Uhr früh oder noch früher aus dem Bett war. (Um elf Uhr geht er gewöhnlich schlafen.) Er klagt sich der Unmäßigkeit an, wenn er von seiner einfachen Kost etwas mehr genossen hat, als zur Stillung des Hungers unbedingt nötig war, oder wenn er nach anstrengender körperlicher Arbeit reichlich (Wasser!) getrunken hat.

Hat er sich bei seinen häufigen Fußwanderungen nicht beständig mit ernstesten Dingen beschäftigt, so ist ihm das sträfliche Gedankenlosigkeit und geistige Trägheit. Er beklagt den Fehler seiner „rauen und barschen Stimme“ und bemüht sich, ihn abzulegen. Er ruft sich selbst zur Ordnung, wenn er seine Zeit immer noch nicht recht einteilt, wenn er zu wenig in der Bibel liest.

Am tiefsten getroffen hat ihn die Bemerkung eines einfachen frommen Gemeindegliedes (nachdem er am 21. April 1822 eingetragen hat: „Mit Frühlingswärme den herrlichen Frühling predigend.“): „Herr Pastor, Sie halten uns wohl schöne Predigten, aber das rechte Evangelium verkündigen Sie nicht!“ Das hat er lange mit sich herumgetragen.

Zwei Jahre nach dem Beginn am Geburtstag des „verklärten“ Vaters schließt dieses „Selbstprüfungsbuch“, das einen tiefen Einblick in sein Innenleben und sein ernstes Heiligungsstreben gibt: „. . . und wenn ich schon nicht weit vorwärtskomme, so will ich doch nachstreben dem Höchsten und Heiligsten und auf der Rennbahn erfunden werden. Jesus sei mein Vorbild, und der edle Paulus mein zweites Muster.“

Pfarrer in Kaiserswerth

Einundzwanzig Jahre ist Theodor Fliedner alt, als er am 18. Januar 1822 ganz in der Stille — zu Fuß, um der armen Gemeinde, die ihn erst am folgenden Tage erwartet, die Kosten für einen feierlichen Empfang zu ersparen — von Düsseldorf kommend in das kleine Rheinstädtchen Kaiserswerth einzieht, um dort nach einjähriger Hauslehrertätigkeit in Köln sein erstes Pfarramt anzutreten.

Es gehörten die ganze Bedürfnislosigkeit Fliedners und der Mut seiner jugendlichen Unerfahrenheit dazu, in einer solchen Gemeinde von 150 Seelen — die 7 Hausväter zählte und in den 40 Jahren ihres Bestehens stets um ihre bloße Existenz gekämpft und ständig Pfarrvakanz erlebt hatte — anzufangen. Es war ein verschwindend kleines Häuflein Evangelischer inmitten einer zehnfachen katholischen Übermacht.

Er hoffte zwar in einer so kleinen Gemeinde noch genügend Zeit für seine theologische Weiterbildung zu finden und erwartete mancherlei Anregung von dem Verkehr mit „wissenschaftlichen Leuten“ im nahen Düsseldorf und anderen Städten der Umgebung. Aber im Grunde betrachtete er die Tätigkeit in Kaiserswerth wie seine Vorgänger zunächst auch nur als eine Durchgangsstation für eine lebensfähige Pfarrstelle, die ihm nicht nur ganze 250 Taler jährlich — die selbst für die damalige Zeit kümmerlich waren — zu bieten hatte, auf deren Auszahlung er außerdem oft noch lange warten mußte.

Fühlte er sich doch verpflichtet, seine Mutter und seine Geschwister mehr zu unterstützen, als ihm das bisher trotz allen guten Willens möglich gewesen war. So trug er sich lange mit dem Gedanken, ob nicht das Lehramt an einem Schullehrerseminar noch segensreicher und von weit größerer Wirkung sein würde, als sein Pfarramt.

Das Konsistorium wollte diese Diasporagemeinde fallenlassen und bot ihm eine andere Pfarrstelle an. Aber Fliedner war kein Mietling, sondern wollte ein Hirte seiner Gemeinde sein, der er nach seiner Wahl geschrieben hatte: „Wiewohl ich meine Schwachheit in Hinsicht auf die Führung eines so wichtigen Amtes innig fühle, so

habe ich mich doch entschlossen, diesen so ehrenvollen Ruf anzunehmen im Vertrauen auf die Hilfe des Herrn, der ja in den Schwachen mächtig sein will, und in der Hoffnung, daß ich dadurch Gelegenheit erhalte, das von der verehrten Gemeinde bewiesene Zutrauen mir zu verdienen.“

Als nun vier Wochen nach seinem Amtsantritt die Samtfabrik, die einzige Erwerbsquelle der evangelischen Arbeiter und zugleich die stärkste wirtschaftliche Stütze der kleinen Gemeinde, ihren Betrieb einstellen mußte und in Konkurs ging, da nahm er den Kampf auf und faßte den Plan, durch Kollektieren die nötigen Geldmittel zur Erhaltung seiner Gemeinde zusammenzubringen.

So ging er zunächst nach Wuppertal, das durch seine Wohltätigkeit bekannt war. Mit den dortigen Amtsbrüdern besprach er sich über sein Vorgehen. Alle hatten den Eindruck, daß es diesem schüchternen jungen Pfarrer schwerfallen würde, seinen Zweck zu erreichen und Erfolg zu haben, so sehr ihnen auch sein bescheidenes und verständiges Wesen gefiel.

Ein Amtsbruder, der ihn nach seinen ersten Mißerfolgen und Fehlbitten am nächsten Tage auf der Straße traf und zum Essen einlud, gab ihm scherzend den Rat: Neben dem Vertrauen auf Gott sei zum Kollektieren dreierlei nötig: Geduld, Unbescheidenheit und Beredsamkeit. Fliedner hat offensichtlich diesen Rat befolgt und ist — wie Bodelschwingh — ein „Bettler von Gottes Gnaden“ geworden.

Nach dreiwöchigem Kollektieren in Sturm, Regen und Schnee kehrte er nach Kaiserswerth zurück und brachte über 60 Taler mit, die durch Sammlungen in benachbarten Städten noch vermehrt wurden. Aber auf die Dauer war der Gemeinde grundlegend doch erst dann geholfen, wenn es gelang, ein so großes Vermögen zu sammeln, daß von den Zinsen alle Gemeindeausgaben bestritten werden konnten. Wie die Dinge damals lagen, konnte das nur durch eine Kollekte im benachbarten evangelischen Ausland geschehen: in Holland und in England.

Holland lag räumlich und durch die Aussicht auf einen guten Ertrag am nächsten. Sollte er aber auch dort sein Ziel nicht erreichen, dann wollte er weiter nach England,

obwohl ihm wohlmeinende Freunde von diesem Plan abgeraten hatten, weil sie ihn für aussichtslos hielten.

Bis vor zehn Jahren hatte die ehemals reformierte Gemeinde Kaiserswerth von der holländischen reformierten Generalsynode als eine notleidende ausländische Gemeinde einen jährlichen Zuschuß zum Pfarrgehalt bekommen, der aber seitdem ausgeblieben war. Daran galt es wieder anzuknüpfen.

In seinem Optimismus rechnete Fliedner nur mit einer kurzen Abwesenheit von seiner Gemeinde und hatte entsprechend seine Vertretung durch die benachbarten Amtsbrüder geregelt — in Wirklichkeit wurden es 14 Monate, bis er wieder nach Hause kam.

Als Ausweis nahm er einen selbstverfaßten und von seinen Ältesten unterschriebenen Brief mit, in dem die Notlage der Gemeinde geschildert war. Außerdem verschaffte er sich noch eine Menge Einzelempfehlungen von Pfarrern und Kaufleuten für beide Länder.

So machte er sich ans Werk. Sein Unternehmen war kühn, weil die allgemeine Wirtschaftslage keineswegs günstig war. Außerdem fehlten ihm vorläufig alle Sprachkenntnisse und auch jede Vertrautheit mit den Sitten des Landes. Aber es gab für ihn kein Zurück mehr. In einem Gottesdienst verabschiedete er sich von seiner Gemeinde und bat sie um ihre Fürbitte für die Reise, die er um ihretwillen unternahm.

Man gab ihm unterwegs den Rat, gleich in Amsterdam anzufangen: Wenn er in der Hauptstadt begänne, dann würde er in den kleineren Städten viel leichter zum Ziel kommen.

Doch in Amsterdam war der Anfang schwierig. Es war ihm bei seiner abendlichen Ankunft etwas unheimlich zumute, plötzlich in dem Getümmel der Hauptstadt eines fremden Landes zu sein, ohne dessen Sprache zu verstehen und ohne einen einzigen Bekannten dort zu haben.

Die holländischen Pfarrer, an die er sich wandte, waren sehr freundlich, aber auch sehr bedächtig und meinten, die Sache sei sehr schwierig, weil zu gleicher Zeit einige andere umfangreiche Sammlungen veranstaltet würden. Sie mußten sich erst mit ihren Amtsbrüdern darüber besprechen.

Fliedner, der gehofft hatte, in zwei bis drei Wochen mit der Kollekte fertig zu sein, mußte erst einmal 14 Tage warten, ehe er überhaupt anfangen konnte. Er tröstete sich mit dem Bibelspruch: „Sei stille dem Herrn und warte auf ihn!“

Das war dem eifrigen, oft sogar übereifrigen Mann, der sich und andere immer zur Eile antrieb, gewiß nicht leicht. Aber die Holländer waren nun eben sehr bedachtsame Leute und wollten von keiner Überstürzung etwas wissen.

Gewöhnt, seine Zeit auszukaufen und auch unfreiwillige Muße dazu zu benutzen, lernte er fleißig Holländisch und machte schnelle Fortschritte darin. Außerdem beschaffte er sich die landesübliche Kleidung der holländischen Geistlichen: einen langen Frack, Kniehosen, schwarzseidene Strümpfe und Schnallenschuhe — vor allem aber den „Dominé“, den schwarzen runden Hut mit dreieckiger Krempe. Sonst hätte ihn kein Holländer für einen „richtigen“ evangelischen Geistlichen angesehen. (Sein Sohn Georg berichtet, daß dieser Hut noch lange Jahre in der Familie als ein Erbstück aufbewahrt wurde und bei der Verleihung der theologischen Doktorwürde an Fliedner 1855 eine scherzhafte Rolle spielte.)

Die Kollekte ließ sich zur Freude Fliedners anfangs gut an, geriet dann aber etwas ins Stocken, weil nach den hohen Anfangsspenden niemand gern weniger geben wollte. Aber durch Empfehlungen wurde auch das überbrückt, und Fliedner machte überdies die Erfahrung: „Gerade, wo ich mit den vielen Empfehlungen und meiner Beredsamkeit glaubte durchzudringen, da schlug es fehl. Wo ich aber niedergeschlagen durch mehrere vorhergegangene Abweisungen die Sache trocken und einsilbig vorbrachte, da gelang es über Erwarten.“

Er entnahm daraus die Lehre: „Ein deutlicher Wink, daß von mir nicht das Gelingen abhängt, daß mit meiner Macht nichts getan sei, daß allein in des Herrn Hand alle Herzen seien und er sie neige, wohin er wolle; daß ich darum eifriger werden müsse im Beten und Flehen. So nimmt uns der Heilige Geist in seine gnadenreiche Zucht, strafend und tröstend zugleich.“

Besonders wohlthuend waren ihm neben den gespendeten Summen freundliche Worte der Ermunterung von sol-

chen, die ein Herz für die Sache Jesu Christi hatten — oder wenn ihm Kaufleute rieten, wie er das Geld am nutzbringendsten und sichersten anlegen könne.

Aber er bekam auch die Mühseligkeit des Kollektierens zu spüren. Mancher Reiche komplimentierte ihn höflich, aber kalt zur Tür hinaus, ohne etwas zu geben. Andere zeigten große Teilnahme, gaben aber trotzdem nichts und entschuldigten sich mit den schlechten Zeiten. Ein anderer erklärte, ihm nichts geben zu können, weil er ein Preuße sei und weil der König von Preußen die Holländer durch den hohen Tabakzoll ruiniere. „Ich beteuerte, daran keine Schuld zu haben; auch habe der König nicht die schlimmen Absichten, die er ihm beilege. Aber vergebens! Ich erriet seine Absicht, sich auf gute Manier vom Geben loszumachen, und ging lächelnd.“

Ein anderer bezweifelte, ob die Namen der Pfarrer unter dem Empfehlungsschreiben echt seien und nicht vielmehr von Fliedner selbst geschrieben. Er wolle sich danach erkundigen. Fliedner sollte später kommen. „Nach einigen Wochen ging ich zu ihm, von vornherein erklärend, daß ich nicht käme, um etwas zu holen, sondern nur, um zu fragen, ob er sich erkundigt habe, da mir mein guter Name lieber sei als Geld und Gut. Er sagte beschämt: Ja, er wolle auch etwas zeichnen, worauf ich ihm seinen Argwohn ernstlich verwies und erklärte, sein angebotenes Geld nur zu nehmen, weil es für die Gemeinde sei.“

Allmählich wurde er eine bekannte Erscheinung im Straßenbild Amsterdams. Oft hatte er von einem Ende der Stadt zum anderen zu gehen, weil er nicht nach der Lage der Wohnungen vorgehen durfte, sondern seine Bittgänge dem Range nach machen mußte. Wenn er dann abends todmüde nach Hause kam, lernte er noch Holländisch, schrieb Briefe und führte Tagebuch, was ihn oft bis in die Nacht hinein beschäftigte.

Aber der Lohn dieser Mühen blieb nicht aus: Zu den hohen Spenden der Reichen kamen die kleinen Gaben der einfachen Bürger, die oft weit über ihr Vermögen gaben. Manchmal wurde er auf der Straße von ihm ganz Unbekannten angesprochen und nach dem Ertrag seiner Sammlung gefragt.

Fast ein Vierteljahr kollektierte er in Amsterdam — viel

länger, als er sich vorgenommen hatte. In seiner Abschiedspredigt sprach er seinen Dank aus für alle Liebe, die er hier in so reichem Maße aus allen Kreisen der Bevölkerung erfahren hatte. Dann wandte er sich nach Rotterdam, der reichen Hafenstadt.

Auch hier mußte er mehrere Wochen warten, bis die Sache in Gang kam; aber auch hier erlebte er in siebenwöchiger Sammlertätigkeit einen vollen Erfolg. Dann ging es nach Den Haag, dem Sitz des Hofes, nachdem er — immer ein guter Organisator — schon von Rotterdam aus die Sammlung vorbereitet hatte.

In Den Haag war es wichtig, an die Spitzen der Behörden heranzukommen. Das gelang ihm auch durch die Vermittlung zweier Minister. An den König heranzutreten, wagte er nicht. Als dieser von dem guten Erfolg seiner Sammlertätigkeit erfuhr, soll er zu seinem Kultusminister gesagt haben: Wenn die Haager Gemeinden so viel überflüssiges Geld für fremde Gemeinden hätten, dann brauchte er wohl künftig nichts mehr aus der Staatskasse zuzuschießen, worauf der Minister ihn daran erinnerte, daß die Kaiserswerther Gemeinde nicht als „fremd“ zu bezeichnen sei, da sie ja schon früher von Holland Unterstützung empfangen habe.

Von Haag aus schrieb Fliedner seiner Gemeinde einen „Hirtenbrief“, weil er sich infolge seiner langen Abwesenheit um sie mancherlei Sorgen gemacht hatte, und ließ sie an seinen Kollektenfreuden und -leiden teilnehmen, ohne als vorsichtiger Mann bereits Zahlen zu nennen. Er ermahnte zum fleißigen Bibellesen, zum Halten von Hausgottesdiensten, wenn kein öffentlicher stattfinden konnte, und zu treuer Fürbitte für ihren Seelsorger in der Fremde.

Gleichzeitig ermunterte er seine Schwester Käthe, die ihm den Haushalt führte und die fehlende Pfarrfrau vertrat, zum treuen Besuchen der Gemeindeglieder, wobei sie besonders auf die Mischehen ihr Augenmerk richten sollte, damit es keine katholische Proselytenmacherei gäbe.

Von Leiden, der nächsten größeren Station seiner Reise, wandte er sich an seinen Bruder Ludwig in Wiesbaden mit der Bitte, ihm zu seiner Stellvertretung einen Vikar zu besorgen, dem er ja jetzt auch eine angemessene Be-

zahlung bieten könne. Ludwig gelang es, zur großen Beruhigung seines Bruders, einen gemeinsamen Schulkameraden dafür zu gewinnen, der 1824 nach Kaiserswerth kam und die Gemeinde treulich bis zu Fliedners Rückkehr versorgte.

In den schmucklosen Kirchen und Betsälen Hollands mit ihren nüchternen Gottesdiensten und ihren ein bis zwei Stunden dauernden Predigten fühlte er sich bald heimisch. Die holländische Gestaltung der Abendmahlsfeier, wobei die Abendmahlsgäste an einem großen Tisch saßen und Brot und Kelch weitergaben, wollte er später (vergeblich!) auch in Kaiserswerth einführen.

Besonders dankbar war er für die „Gemeinschaft der Heiligen“, die er überall fand, wo er lebendiges, persönliches und tätiges Christentum kennenlernte. Bei den Menoniten fand er noch „Diakonissen“, welche vom Kirchenvorstand ausgewählt wurden, ihm unterstanden und sich mit der Armenpflege befaßten. Sie waren unbesoldet und gehörten zu den angesehensten Familien der Stadt. „Diese lobenswerte urchristliche Einrichtung sollte von den andern christlichen Konfessionen billig nachgeahmt werden.“

„Die apostolische Kirche führte schon das Diakonissenamt ein (Römer 16, 1). Warum hat die spätere Kirche diese apostolische Einrichtung nicht beibehalten?“ fragt er sich und die Kirche. Es hat ihm einen unauslöschlichen Eindruck gemacht, wieviel starke Kräfte der Nächstenliebe aus dem lebendigen Glauben an Christus erwachsen. „Die weibliche Frömmigkeit besitzt große Kräfte zum Aufbau des Reiches Gottes, sobald sie nur freien Raum zur Entwicklung findet. Wie unrecht und unweise handeln darum die andern evangelischen Kirchen, daß sie ihr keinen bestimmten Wirkungskreis einräumen durch Überweisung der Pflege der weiblichen Armen, Kranken und Gefangenen! Wie vielen Frauen würde daraus ein neues Wirkungsfeld eröffnet, Tränen des Elends zu trocknen . . .“

Besonders heimisch fühlte er sich unter den wenigen noch übriggebliebenen Familien der Haarlemer Brüdergemeinde: „In ihrer Gesellschaft erquickte sich manchmal mein Geist nach den Mühen des Tages. Namentlich brachte ich den letzten Tag des Jahres in diesem lieblichen Kreise zu, wo wir miteinander lesend, sprechend, singend

und betend der Güte unseres Gottes gedachten, die er im alten Jahr an uns bewiesen, und seinen Segen fürs neue erlebten“, heißt es in einem späteren Bericht über seine Kollektenreise.

Bis Ende Februar 1824 blieb Fliedner in Holland. Seine Sache war inzwischen so bekannt geworden, daß er keine längeren Vorbereitungen an den einzelnen Orten mehr brauchte: Es hatte sich alles gut eingespielt. Schließlich hatte er in einem Dreivierteljahr fast 20 000 Gulden kollektiert. Manchmal war er müde geworden von den vielen Bittgängen. Aber die rührenden Beweise der Anteilnahme machten ihm wieder Mut und bestärkten ihn in der Absicht, nicht eher nach Hause zurückzukehren, als bis er sein Anliegen, die finanzielle Sicherstellung der Gemeinde, ganz erreicht hatte.

Nur selten gönnte er sich eine Ausspannung. So unternahm er eine Fahrt von Den Haag aus nach dem nahen Badeort Scheveningen, wo er das Leben und Treiben der Fischer beobachtete und ein erfrischendes Bad in der Nordsee nahm.

Auch an den Kunstsammlungen Hollands ist er nicht vorübergegangen, wie sein Reisetagebuch beweist. Er hat darin ausdrücklich den Besuch des Amsterdamer Museums mit den Bildern Rembrandts, van Dycks und der anderen großen holländischen Landschaftsmaler erwähnt — ebenso hat er auch in Scheveningen die dortige Gemäldegalerie besucht.

Alles, was er sah, gab ihm eine Fülle von Anregungen, die er erst einmal gründlich in sich verarbeiten mußte, bis sie dann später für sein Lebenswerk fruchtbar wurden.

Vor allem aber war dies der größte Gewinn seiner Kollektenreise, daß er nicht nur Geld und Erfahrungen gesammelt hatte, sondern zum lebendigen Glauben erweckt worden war durch das, was er in der Christenheit Hollands erlebte. Noch im Jahre vorher wollte er sich, getreu seiner Herkunft aus dem Rationalismus mit seinem moralistischen Verstandesglauben, Christus als „Vorbild auf dem Tugendweg“ nehmen. Jetzt aber ergibt er sich ihm auf Gnade und Ungnade und nimmt in demütigem Glauben die am Kreuz auch für ihn geschehene Vergebung an. Die Reise nach *England* sollte in dieser geistlichen Er-

fahrung noch weiterführen, stärken und gewiß machen.

Seine Erfahrungen in Holland bestärkten Fliedner in der Hoffnung, die zur Erhaltung seiner Gemeinde noch fehlenden Mittel in Englands Hauptstadt aufzutreiben zu können. Am 1. März 1824 traf er in London ein, versehen mit über 100 Empfehlungsschreiben aus Deutschland und Holland an hochgestellte kirchliche und politische Würdenträger und einflußreiche Männer der Wirtschaft.

Sein deutscher Amtsbruder Steinkopf, den er in Köln kennengelernt hatte, war nicht wenig erstaunt, als er am Tage nach seiner Ankunft bei ihm eintrat. Er hatte ihm früher einmal grundsätzlich seine Unterstützung zugesichert, aber wohl kaum angenommen, daß Fliedner so bald seinen Plan ausführen würde. Steinkopf verschaffte ihm zunächst einmal eine billige Wohnung im Schulhaus bei dem Lehrer seiner Gemeinde, wo er noch weiteren, dringend nötigen Unterricht im Englischen nehmen konnte.

Einige Londoner Pfarrer unterzeichneten dann ein von Fliedner entworfenes kurzes Schreiben mit der Schilderung der Notlage seiner Gemeinde. Mit geschickter Berechnung auf den englischen Nationalstolz war darin im Schlußabschnitt darauf hingewiesen, daß ein *englischer* Missionar — eben der hl. Suitbertus — es gewesen sei, der das Christentum im 8. Jahrhundert nach Kaiserswerth gebracht habe.

Mit dieser Empfehlung konnte Fliedner weiterkommen, mußte aber noch — wieder eine harte und lange Geduldsprobe für sein ungestüm nach Taten drängendes Temperament — ganze sieben Wochen warten, bis er anfangen konnte. So lange dauerten die Vorbereitungen, die er vor allem durch eifriges Studium des Englischen ausfüllte.

Er versuchte zuerst an die Mitglieder des Königshauses heranzukommen. Als erste schrieb sich — dank vieler Fürsprache — die künftige Königin von England, Viktoria, — damals noch eine kleine Prinzessin — in seine Sammelliste ein. Andere Mitglieder des Königshauses folgten. Dann kollektierte er bei den höheren kirchlichen Würdenträgern, u. a. bei dem Oberhaupt der englischen Staatskirche, dem Erzbischof von Canterbury. Alle diese

Gänge mit ihren Vorbereitungen kosteten ihm besonders viel Zeit.

Dann fing er bei den Kaufleuten an zu sammeln und fuhr schließlich noch auf einige Tage nach Oxford, wo er eine neutestamentliche Vorlesung besuchte und einen ersten Einblick in das Leben und Treiben der englischen Studentenschaft gewann. Professoren und Studenten sammelten dort für ihn.

Im ganzen konnte er in fünf Monaten über 700 englische Pfund zusammenbringen — damit hatte er genug und konnte endlich an die Heimreise denken. Dieser Erfolg mußte aber mit unendlicher Mühe erkaufte werden: „Oft mußte ich von einem Ende der Stadt zum andern laufen“, schrieb er einmal mitten aus der Arbeit an seine Schwester Käthe, „und das ist ein hübscher Weg von zwei, ja zweieinhalb Stunden. Kutschen mag ich nicht nehmen, da es doch zu teuer wird.“

So renne ich denn von des Morgens 8 oder 9 bis des Abends 9 oder 10. Und so sind denn des Abends meine Gebeine oft wie zerschlagen, daß ich sie mit Branntwein waschen muß. Und wenn ich des Nachts am Tagebuch oder an englischen Übersetzungen oder an Briefen für die Herzöge und Lords und für Euch schreibe, so fallen mir oft die Augen zu; und wenn ich erwache, ist das Feuer erloschen. Nur die Lampen der Brücke schimmern von fern durch das Fenster. Alles Lärmen und Getümmel der Stadt schweigt, nur die lispelnde Themse nicht, und ich schleiche zu Bette.“

Trotzdem fand er neben dem Kollektieren immer noch Zeit, das bewegte Leben und Treiben Londons zu beobachten, das damals schon eine Millionenstadt war. Auch das politische Leben interessierte ihn so, daß er im Oberhaus und im Unterhaus einer Sitzung beiwohnte. Hatte er doch seinen Aufenthalt so einrichten müssen, daß er in die Tagungszeit der Parlamente fiel, weil er sonst viele maßgebende Männer nicht angetroffen hätte, auf die es ihm besonders ankam.

Am stärksten wurde Fliedner durch das Studium des vielgestaltigen kirchlichen Lebens beeindruckt. Er lernte die Versammlungen der großen Bibel-, Missions-, Traktat- und Gefängnisgesellschaften kennen, die gerade in

der Zeit seines Aufenthalts in London abgehalten wurden. Nicht minder eindrucksvoll war ihm der Lebensstil in den vornehmen christlichen Häusern.

Alle diese Beobachtungen und Erfahrungen vertieften in ihm die Erkenntnis, die er schon in Holland gewonnen hatte, daß der lebendige Glaube an Christus etwas anderes sei als der Moralismus der Aufklärung, aus der er kam: „Siehe, so gehe ich täglich durch eine Schule des Glaubens, Vertrauens und der Demut, und Gott gebe, daß jede Lektion unverwischbar in meinem Herzen geschrieben bleibe“, schrieb er an seine Schwester Käthe.

Die freudige Gewißheit eines neuen biblischen Glaubensstandes klingt auch durch seine Predigten hindurch, die er in London hielt. In richtiger Beurteilung seiner inneren Entwicklung hat später der Vierzigjährige den geistlichen Ertrag seiner Kollektenreise wiedergegeben: „. . . daß ich nicht länger zweifeln konnte, mein bisheriger Glaube sei noch nicht der rechte gewesen, und der Glaube an Christus als unsern Herrn und Gott, an die Wiedergeburt durch die Erneuerung des Heiligen Geistes in lebendiger gründlicher Buße mir vor allem nottue, ehe ich andern Christus predigen könnte als göttliche Kraft und göttliche Weisheit.“

Seine Heimreise wurde noch um einige Tage durch eine heftige Erkältung verzögert, die er sich in London zugezogen hatte. Erst am 31. Juli 1824 konnte er England verlassen und über Brüssel nach Kaiserswerth zurückkehren, wo er am Sonntag nach seiner Ankunft mit bewegtem Herzen die Kanzel betrat und in einer christozentrischen Predigt über Psalm 22 seiner Gemeinde schlicht und klar bekannte, was er innerlich auf seiner 14 Monate währenden Kollektenreise erlebt hatte: „Jesus Christus, der Gekreuzigte, ist das stärkste Band im Glauben und in der Liebe, und daß durch ihn feste steht die Gemeinschaft der Heiligen, seht, das ist die erste Lektion, die ich auf der Reise gelernt habe.“

Bald danach rief er sein Presbyterium zusammen und erstattete ihm eingehenden Bericht über die Reise und legte ihm eine peinlich gewissenhafte Abrechnung über das erzielte Kollektenergebnis vor, das nach Abzug aller Unkosten etwa 43 000 Mark betrug.

Dieses Geld wurde größtenteils in sicheren ersten Hypotheken angelegt, und darüber hinaus wurden einige vorteilhafte Hauskäufe getätigt. Fliedner erhielt jetzt ein Gehalt von 800 bergischen Talern, wozu noch die vom König bewilligten 100 Taler hinzukamen, so daß er nun endlich ein zum Leben ausreichendes Einkommen hatte. Die Gemeinde wurde dadurch von ihrer Verpflichtung befreit, selbst noch 90 Taler zum Pfarrgehalt beisteuern zu müssen.

Auch das ebenso unzureichende Gehalt des Lehrers Leckebusch, der sein treuer Helfer war, wurde erhöht unter der Bedingung, daß er künftig wöchentlich den Schulkindern Unterricht im Kirchengesang geben sollte. Ebenso wurde die Vergütung für den Küster erhöht und sein Pflichtenkreis neu festgesetzt. Die Regierung aber ließ diese neue Gehaltsregelung nicht als eine dauernde Verbesserung des Stelleneinkommens gelten, wie die Gemeinde es beantragt hatte, sondern nur als eine persönliche Zulage für Fliedner.

Die Anlage und Verwaltung des neu gesammelten Vermögens kostete freilich Pfarrer und Kirchenmeister viel Mühe und machte manchen ärgerlichen Rechtsstreit notwendig, wobei es nicht immer ohne Verluste abging. Die Beratungen darüber nahmen einen großen Teil der Presbyteriumssitzungen in Anspruch, waren aber notwendig, um die Finanzen der kleinen Diasporagemeinde zu ordnen, deren äußerer Bestand nun nach menschlichem Ermessen gesichert war.

Gründung der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft

Zu den stärksten und nachhaltigsten Eindrücken, die Fliedner auf seiner langen Kollektenreise empfangen hatte, gehörten seine Beobachtungen über den Strafvollzug in Holland und in England. Dieses Gebiet, das er bisher nur flüchtig während seiner kurzen Wirksamkeit am Kölner Arresthaus kennengelernt hatte, tat sich hier aufs neue vor ihm auf und veranlaßte ihn zu handeln.

Als er gegen Ende seines Amsterdamer Aufenthalts eines Tages über den dortigen Neuen Markt ging, wurde

er Zeuge einer geradezu mittelalterlichen Art des öffentlichen Strafvollzugs: Auf einem großen Holzgerüst standen Männer und Frauen mit einem Brett vor der Brust öffentlich zur Schau gestellt, auf dem ihr Verbrechen verzeichnet war.

Einige Sträflinge wurden vor den Augen des gaffenden Pöbels bis auf die Hüfte entkleidet. Mit ausgestreckten Armen wurden sie dann an Händen und Füßen an einen Balken gefesselt, so daß sie sich nicht mehr bewegen konnten, und von einem Henkersknecht mit Ruten auf dem nackten Rücken ausgepeitscht. Wenn ein solches Marterwerkzeug nicht mehr genügend zog, wurde ein neues genommen. Roh und gefühllos zählten einige der Umstehenden die Streiche.

Manche Sträflinge hielten sie aus, ohne einen Laut von sich zu geben — andere schrien und wimmerten entsetzlich. Die schwereren Verbrecher wurden dann noch mit einem glühenden Eisen an der Schulter gebrandmarkt. „Als ich einen der Gebrandmarkten gesehen hatte“, bemerkte Fliedner in seinem Reisetagebuch, „ging ich weg, da es mir dunkel vor den Augen wurde und ich es nicht mehr aushalten konnte. Einige der zur Schau Ausgestellten sahen sich von ihrer Höhe die unten stehende Volksmenge an.

Wie wenig wirkt da im Gefühl eine solche fürs ganze Leben beschimpfende und entehrende Schaustellung! Macht es rohe Menschen nicht nur noch verstockter und verhärteter und boshafter, ja schneidet es ihnen nicht gewissermaßen den Weg zur Besserung, zur Rückkehr in die menschliche Gesellschaft ab durch solche entsetzliche öffentliche Schändung? Von dem Wert und der Notwendigkeit solcher Strafexempel kann ich mich nicht überzeugen.“

Dieser grausige Eindruck eines völlig verfehlten Strafvollzugs ließ ihn nicht wieder los. Er erfüllte ihn mit Schrecken und Abscheu. Es war ein Schulbeispiel für die alte, einseitig überspannte Abschreckungstheorie, an deren Stelle die Aufklärung mit ihrer Hervorhebung des Besserungsgedankens schon etwas Besseres gesetzt hatte.

Aber was hatten die Kirchen getan, um diese Zustände zu bessern? In Amsterdam war eine Gesellschaft zur sittlichen Besserung der Gefangenen gegründet worden. In

England entstanden christlich=evangelistische Gesellschaften. Hier wirkte eine Elisabeth Frey. Aber wie stand es in Deutschland? Hatte die Kirche nicht die Gefängnisse vergessen, und der Staat nicht minder, soweit es um deren geistliche Versorgung ging?

In engen, schmutzigen Räumen, oft in feuchten Kellern ohne Licht und Luft waren die Gefangenen zusammengepfercht, alte Gewohnheitsverbrecher mit soeben straffällig Gewordenen. Nicht einmal eine Trennung von Verurteilten und Untersuchungsgefangenen gab es. Aufsicht war so gut wie nicht da. Wenn die Schließer niemand entkommen ließen, dann hatten sie schon ihre Pflicht getan. Mehr erwartete man offenbar von ihnen nicht.

Die wenigsten Gefangenen arbeiteten. Nur in einigen Gefängnissen wurde hier und da Gottesdienst gehalten. Schulen für Analphabeten einzurichten, daran dachte man nicht. Der Müßiggang wirkte sich verderblich aus. Die alten Verbrecher waren die Lehrmeister der jüngeren Rechtsbrecher. Alles ging wild und wüst durcheinander. Selbst die Geschlechter waren nicht immer völlig voneinander getrennt. Die Unsauberkeit war groß, das Essen schlecht. Es gab so gut wie keine Kontrolle.

Ganz besonders schlimm stand es mit der nächtlichen Unterbringung. Mit Eintritt der Dunkelheit wurden alle Gefangenen ohne Licht in den Schlafräumen eingesperrt, je zwei und zwei auf einem Lager. Im Winter brachten sie 14 bis 15 Stunden allein zu. Das ergab eine starke Verführung zum gegenseitigen Austausch ihrer Verbrechererlebnisse und zu widernatürlicher Unzucht, die in allen Strafanstalten gang und gäbe war.

Nachdem Fliedner die wirtschaftlichen Verhältnisse in seiner Gemeinde nach der Rückkehr von der Kollektentreise neu geordnet hatte, ging er gleich 1825 ans Werk. Die nächstgelegene Strafanstalt war das Arresthaus in Düsseldorf, das in erster Linie für Untersuchungsgefangene und für kurzfristig Verurteilte des Landgerichtsbezirks Düsseldorf bestimmt war. Doch waren auch langfristig Verurteilte darin untergebracht.

Um ein deutsches Gefängnis und das Leben darin erst einmal kennenzulernen, bat Fliedner die Regierung, sich für einige Wochen mit den Gefangenen einschließen lassen

zu dürfen. Als ihm dies nicht genehmigt wurde, erwirkte er sich die Erlaubnis, alle 14 Tage, wenn er in Kaiserswerth predigtfrei war, am Sonntagnachmittag den evangelischen Gefangenen einen Gottesdienst und Religionsunterricht zu halten und sie seelsorgerlich zu betreuen.

Der Raum, wo Fliedner — unentgeltlich — jahrelang den Gottesdienst hielt, war alles andere als einladend: Es waren zwei Schlafstuben, aus denen die Strohsäcke erst kurz vorher herausgetan wurden, z. T. auch noch in der Ecke der einen Stube aufgetürmt lagen. Er stellte sich dann in die Mitteltür, um in beiden Stuben von den dort untergebrachten Frauen und — in der anderen Stube — von den Männern verstanden zu werden.

In dieser trostlosen Umgebung konnte er kein besseres Wort für seine erste Predigt finden als Matthäus 11, 28: „Kommet her zu mir alle, die ihr mühselig und beladen seid; ich will euch erquicken.“ Die Gefangenen spürten es gleich zu Anfang, daß hier einer zu ihnen sprach, der sich nicht hochmütig und pharisäisch über sie erhob, sondern sich mitten unter sie stellte, als Sünder unter Sünder. Das verschaffte dem hageren jungen Pastor mit den unschönen rötlichen Haaren sofort Eingang bei ihnen, zeigte er doch bei aller Strenge seines Wesens ein gütig verstehendes Herz, auch für ihre äußeren Nöte, mit denen sie zu ihm kamen.

Wie er es sich vorgenommen hatte, versah Fliedner nun alle 14 Tage diesen freiwilligen Dienst an den Gefangenen. Drei Jahre lang wanderte er im Sommer und im Winter, bei Frost und Hitze, zu Fuß die zwei Wegstunden an jedem Sonntagnachmittag nach Düsseldorf. Einmal geriet er dabei in einen heftigen Gewittersturm und mußte seinen ständigen Begleiter, einen großen Regenschirm mit buntem Baumwollzeug, wegwerfen, wollte er nicht Gefahr laufen, auf freiem Felde vom Blitz erschlagen zu werden. Vielleicht hat er auf diesen anstrengenden Gängen bei Wind und Wetter den ersten Grund zu seinem späteren Lungenleiden gelegt.

Meist blieb er den ganzen Nachmittag und Abend im Arresthaus, manchmal auch noch den Montag über, und suchte den Gefangenen seelsorgerlich nahezukommen. In

besonderen Fällen ging er mit rührender Treue und unter großen Opfern an Zeit dem einzelnen nach. Dabei war er in seinen durchaus männlichen Erziehungsgrundsätzen an den Gefangenen weit entfernt von aller weichen Gefühlseligkeit.

So wollte er auch nicht, daß dem Verurteilten sofort seine äußere Lage erleichtert wurde. Er war im Gegenteil der Meinung, daß er zunächst äußere Entbehrungen erleiden müsse, um die verderblichen Folgen seiner Tat auch körperlich zu spüren. Ein tägliches „Bestürmen der Herzen“ durch Ermahnungen und Strafreden wollte er aber auf alle Fälle vermieden wissen.

Um noch einen besseren Überblick über den Strafvollzug zu gewinnen, erwirkte sich Fliedner die Erlaubnis, auch die übrigen Strafanstalten des Düsseldorfer Regierungsbezirks zu besichtigen, um ihren inneren und äußeren Zustand kennenzulernen und die Stiftung einer Gefängnisgesellschaft nach dem Vorbild der britischen vorzubereiten. Er betrat alle Räume und kümmerte sich um alle Einzelheiten, wie Unterbringung, Kleidung, Verpflegung, Gesundheitszustand und anderes mehr – vor allem um die geistliche Versorgung.

Er fand bei dem Entschluß, eine Gesellschaft zu gründen, bald die notwendigen Mitarbeiter: drei Juristen, einen Schulrat und einen Fabrikanten. Nach wiederholter Durchberatung der Entwürfe zu den 24 Paragraphen der „Grundgesetze“ traten die 6 Mitglieder des Ausschusses am 18. Juni 1826 im Düsseldorfer Landgerichtsgebäude zur feierlichen Begründung der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft zusammen.

Mancherlei Schwierigkeiten waren zu überwinden, die sich diesem Unternehmen in den Weg stellten. Wollte doch eine Gesellschaft von Leuten, „die es eigentlich nichts anging“, Einflußnahme auf den Strafvollzug gewinnen, für den „eigentlich“ andere Leute und Behörden „zuständig“ waren.

Fliedner war sich von Anfang an darüber klar, daß die Gesellschaft interkonfessionell zusammengesetzt sein mußte, wenn sie im westlichen Deutschland durchgreifend wirken sollte. Zur näheren Erklärung, wie das geschehen sollte, wurde den „Grundgesetzen“ noch ein „Plan der

Wirksamkeit“ beigegeben. Die zuständigen Ministerien ließen sich allerdings trotz aller Mahnungen über andert-halb Jahre Zeit mit der Genehmigung; als sich Fliedner dann an den aus dem Staatsdienst ausgeschiedenen Frei-herrn vom Stein wandte, geschah das aber schnell.

Ende Juni 1827 machte sich Fliedner noch einmal auf eine vierwöchige Reise durch Hollands Provinzen, um dort das Kirchen-, Schul-, Armen- und Gefängniswesen noch gründlicher kennenzulernen. Besonderen Eindruck machte es auf ihn, als er im Zuchthaus zu Gent Einzelschlafzellen vorfand. Die Gefangenen arbeiteten nur am Tage gemein-sam. Nachts aber blieben sie streng isoliert und hatten dann wenigstens des Nachts „Gelegenheit zum ungestör-ten Nachdenken über sich“.

Das Arbeitsfeld der Gesellschaft wuchs schnell und damit auch ihre Aufgaben. Trotz der zahlreichen, für die damalige Zeit ansehnlichen Beiträge fehlte es daher oft an Geld. Da galt es, Zweigvereine, die an vielen Orten ge-gründet waren und mehr und mehr gegründet wurden, zu kräftiger Mitarbeit anzuregen. Dafür war Fliedner der geeignete Mann. Er war die Seele des ganzen Werkes und wurde auch allgemein so angesehen.

Besonderes Augenmerk wandte er der Auswahl der Aufsichtsbeamten zu. Er wollte dafür in erster Linie wo-möglich entschieden christliche Persönlichkeiten eingesetzt sehen, die nicht um des Geldes willen, sondern aus Nächstenliebe dieses schwere und verantwortungsvolle Amt übernahmen. Der Strafvollzug an Jugendlichen mußte von Grund auf reformiert werden.

Immer wieder brachte er die biblische Begründung die-ser ganzen Arbeit zum Ausdruck. Er fand sie in dem Wort des Herrn: „Ich bin gefangen gewesen, und ihr seid zu mir gekommen“ (Matthäus 25, 36). Ohne Bedenken wandte er es auf die verurteilten Strafgefangenen an. Aus dieser Weisung Jesu sollten die jungen Theologen den Ruf in den Missionsdienst an den Gefangenen vernehmen, deren letztes Ziel ihre sittliche Besserung sein sollte.

Die Pfarrfrau

Die Gründung der rheinisch-westfälischen Gefängnisgesellschaft brachte für Fliedner noch einen persönlichen Gewinn: Er fand in dieser Arbeit seine erste Lebensgefährtin. Friederike Münster, die Erzieherin an der Rettungsanstalt des Grafen von der Recke-Volmerstein in Düsselthal war, begegnete ihm, als er eine Betreuerin für die gefangenen Frauen im Düsseldorfer Gefängnis suchte. Er hatte sie in ihrem Wirkungskreis unter den verwahrlosten Mädchen gesehen und glaubte in ihr die rechte Lebensgefährtin und Mitarbeiterin für seine Arbeit gefunden zu haben.

Als Fliedner von seiner Kollektenreise zurückkehrte, begrüßte ihn seine Schwester Käthe, die während seiner Abwesenheit nach Kräften für Haus und Gemeinde und für die beiden jüngeren Brüder gesorgt hatte, die auch im Kaiserswerther Pfarrhaus weilten. Sein sehnlichster Wunsch, auch die Mutter zu sich zu nehmen, erfüllte sich nicht, da sie sich nicht entschließen konnte, ihre nassauische Heimat zu verlassen.

Sie hatte in Wiesbaden eine kleine Pension eröffnet, in der ihr ihre Tochter Lore half. Da diese sich ihrer Aufgabe nicht gewachsen zeigte, wurde ein Tausch zwischen Käthe und Lore vollzogen. Das war für Fliedner ein schweres Opfer, denn unter allen Verwandten war Käthe die einzige, die volles Verständnis für seine Arbeit hatte und seine Sinnesart teilte.

Seine Schwester Lore fand sich in Kaiserswerth noch weniger zurecht als in Wiesbaden, so daß es bei dem strengen Ordnungssinn Fliedners bald zu kleinen Reibereien und Verstimmungen kam, die sie veranlaßten, wieder zur Mutter zurückzukehren, wohin ihre beiden Brüder ihr bereits vorausgefahren waren, die Angst hatten, im Kaiserswerther Pfarrhaus „zu fromm zu werden . . .“

So mußte sich Fliedner mit einer Haushälterin nach der andern behelfen, was nur ein Notbehelf sein konnte. Von Mutter und Geschwistern wenig verstanden, im eigenen Hause von fremden Leuten abhängig, in der Gemeinde und in der Gefängnisgesellschaft täglich vor neue große Aufgaben gestellt, die ihn seine Einsamkeit dop-

pelt schwer empfinden ließen, wurde er mehr und mehr dazu gebracht, sich nach einer Lebensgefährtin umzusehen.

Gleich in den ersten Amtsjahren scheint sich ihm mehrfach die Gelegenheit zu einer „guten Partie“ geboten zu haben. Er schreibt darüber: „Mehrere reiche junge Mädchen wurden mir von wohlmeinenden Freunden zugeführt, teils nach Kaiserswerth, teils an einem dritten Ort ungesucht mit mir in Gesellschaft gebracht, daß ich sie kennenlernen sollte. Aber der Herr gab mir keinen Zug zu ihnen.“ „Eins aber war mir klar: Daß nur eine entschieden gläubige, Christus liebhabende, selbstverleugnende Frau mir die rechte Gehilfin für die Gemeinde sein könnte, auch für mein Wirken überhaupt zur Ehre Gottes, das fühlte ich lebendig.“

Am liebsten hätte er sich eine Lebensgefährtin aus seiner nassauischen Heimat geholt. Aber in einem aussichtsreichen Fall erschien er den Schwiegereltern, einem liberal gerichteten Seminardirektor aus Idstein und seiner Frau, „zu pietistisch“, und die Werbung zerschlug sich. Er tröstete sich auf dem Rückweg mit dem Liede „Befiehl du deine Wege“ und warf alle seine Sorgen auf den Herrn. Er konnte auch hier gar nicht anders handeln, als im kindlichen Vertrauen Gott die Entscheidung anheimzustellen und so lange zu warten, bis Gott ihm die rechte Lebensgefährtin zuführte. Achtundzwanzig Jahre war Friederike Münster alt, als sie folgenden Werbebrief des gleichaltrigen Fliedner — ihrer beider Geburtstage liegen nur vier Tage auseinander — erhielt:

An Demoiselle Münster Wohlgeboren in Düsselthal

Kaiserswerth, 14. Januar 1828

Verehrteste Demoiselle, es ist mir in den letzten Wochen des verflossenen Jahres das Glück zuteil geworden, Sie kennenzulernen. Die Achtung, die mir das einstimmige Lob Ihrer Bekannten schon vorher gegen Sie eingeflößt hatte, verwandelte sich nun in hohe Verehrung, als ich Ihre unermüdete Berufstreue und Ihren aufopfernden Sinn, für des Herrn Ehre und der Seelen Heil zu wirken, Ihr gläubiges Festhalten an seiner Gnade, mit weiser Besonnenheit gepaart, erkannte. Aus dieser Verehrung hat sich eine innige Neigung und Liebe zu Ihnen in meinem Herzen entwickelt, die ich nach reiflicher Prüfung

vor dem Herrn nur als eine Gnadenführung seines Geistes ansehen kann, der ich zu folgen habe. Wenn ich daher hierdurch anzufragen wage, ob ich auf einige Erwidrerung meiner Neigung hoffen dürfe, ohne daß ich noch einen Grund zu solcher Hoffnung habe, so werden Sie die Kühnheit meiner einsamen Lage zugute halten, die mir so selten die Freude, Sie zu sehen, vergönnt hat.

Fern ist es von mir, Sie ungestüm zu einer Antwort in einer so wichtigen Angelegenheit zu drängen, ehe Sie vor dem Herrn erwogen haben, ob Sie glauben können, als Gattin mit mir glücklich zu leben, und Neigung fühlen, mir Ihre Liebe zu schenken.

Ich fühle es lebhaft, und es ist meine Pflicht, es Ihnen zu sagen, daß ich Ihnen nur ein treues und liebendes Herz, aber wenig für Fleisch und Blut Anziehendes zu bieten vermag.

Allein, bei mir kommt noch das Besondere hinzu, daß ich in dem Wirkungskreis, den mir der Herr für die Gefangenen angewiesen hat, künftig ebensooft, vielleicht noch öfter als bisher werde von Haus abwesend sein müssen, der Gattin daher nicht das werde sein können, was jeder andre Pastor seinem Haus ist. Und doch darf ich von diesem Missionsberuf nicht lassen, falls der Herr mich länger darin zu arbeiten würdigen sollte. Für ihn zu arbeiten, ist Seligkeit. Verehrteste Freundin, mein Herz sagt es mir, Ihre reiche, christliche Erfahrung, die Sie erworben, Ihr Mut und Ihre Kraft, die der Herr Ihnen geschenkt, für ihn zu wirken, Ihr liebevoller Ernst im Schaffen Ihrer Seligkeit wird Sie zu einer segensreichen Gefährtin meines Lebens, zu einer Stütze und Freude meiner Wallfahrt machen, wenn Ihr Herz mit mir Schwachen vorliebnehmen und sich ihm schenken will . . .

Noch eine Eigenschaft von mir darf ich nicht unberührt lassen, daß ich nämlich das Recht des Mannes, Herr im Hause zu sein, mit Festigkeit zu behaupten gewohnt bin. Dies lautet abschreckend, ich muß mich daher näher erklären. Auch ich halte es für christliche Pflicht der Ehegatten, daß sie wechselseitig einander zuvorkommen in Nachgiebigkeit, Sanftmut, Gefälligkeit und Dienstfertigkeit und jeder lieber des andern Willen als den seinen tue. Allein, es kann im engen Zusammenleben Fälle geben, und es gibt solcher in jedem, wo in streitigen irdischen Dingen jeder Ehegatte das Recht glaubt auf seiner Seite und das Beste erwählt zu haben, und doch nur einer der beiden verschiedenen Willen ausgeführt werden kann. In solchen Fällen glaube ich nun, daß der Wille des Mannes vorzugsweise gelten und die Frau nachgeben müsse, nach menschlichem und göttlichem Recht, wenn das Wort anders irgendeinen Sinn hat, daß die Weiber ihren Männern untertan

sein sollen, und ich halte in solchen Fällen auf Ausübung der Rechte des Mannes, natürlich so lange nur, bis ich eines Bessern überzeugt werde. Würde nun die Frau hier ihren Willen behaupten wollen oder nur unwillig und unfreundlich, mit sichtbarem Widerwillen nachgeben, dann würde das freilich eine Verstimmung in die Harmonie des ehelichen Lebens bringen, die lange darin nachtönen und widrige Eindrücke in beiden Herzen könnte haften lassen; dadurch sie beide im Vorwärtsschreiten auf dem Weg des Herrn hindern und ihren Hausgenossen wie der Gemeinde ein schädliches Exempel geben würde. Dagegen würde ein williges, freundliches Nachgeben der Gattin um des Herrn willen mich, wenn ich unrecht hätte, am leichtesten zur Einsicht und Gestehen meines Unrechts bringen.

Hier sehen Sie denn, wer ich und wie ich bin, soweit ich mich erkenne und meine Fehler angeben kann, deren freilich noch gar manche andre mir verborgen vorhanden sein werden. Das eine darf ich versichern: Es ist mir redlicher Ernst mit meiner täglichen Bitte zum Herrn: Siehe, ob ich auf bösem Wege bin und leite mich auf ewigem Weg!, mit meiner Bitte zu meinen Freunden und namentlich zur künftigen Lebensgefährtin, mich unnachsichtlich auf meine Fehler aufmerksam zu machen; mit meinem Vorsatz, dieser Gefährtin ihren Lebensweg zu erleichtern, zu erheitern und zu verschönern mit allen meinen Kräften, durch treue Liebe und Pflege, durch gegenseitiges Tragen und Stützen und Führen. Nun der Herr verheißen hat, den Aufrichtigen lasse er es gelingen, so darf ich hoffen und vertrauen, daß er auch mir Müden Kraft geben werde und Stärke genug dem Unvermögenden, zur Erfüllung seines Vorsatzes . . .

Ogleich ich noch von dem Segen meiner Mutter und Sie noch von dem Ihrer Eltern abhängen, so darf ich doch wohl in jedem Fall bitten, mir in einigen Tagen spätestens gütige Antwort zukommen zu lassen, damit ich im günstigen Fall Ihnen recht bald mündlich ausdrücken könne, mit welcher Liebe und Verehrung ich bin
Ihr Theodor Fliedner.

Sie war die Tochter eines Rentmeisters des Fürsten zu Solms-Braunfels und hatte noch fünf Brüder und eine Schwester. Eine harte und entbehrungsreiche Jugend in der ständigen Unruhe der napoleonischen Kriege lag hinter ihr. Als sie sechzehn Jahre alt war, verlor sie ihre Mutter an Flecktyphus und mußte die schwere Aufgabe der Führung des großen Haushalts und der Betreuung von fünf jüngeren Geschwistern übernehmen, bis der Vater wieder heiratete.

Dieser wurde durch einen Fehlbetrag in der Rechnungslegung und wohl auch durch Intrigen in einen langwierigen bösen Prozeß verwickelt (mit halbem Gehalt wurde er vorläufig seines Amtes enthoben), der erst durch Fliedners Eingreifen beigelegt werden konnte. Unter vielen Mühen und mit schweren Aufregungen gelang es ihm, den Fehler und seine Unschuld nachzuweisen.

Das alles litt Friederike aufs stärkste und schwerste mit. Aber sie trug es im lebendigen Glauben, zu dem sie durch zwei Rußlandmissionare, die aus eigenem Antrieb und auf eigene Kosten dorthin zogen, um zu missionieren, und dabei auch durch Braunfels kamen, noch besonders ermuntert und bestärkt worden war. Ihr Glaubensmut hatte auf das junge Mädchen einen tiefen Eindruck gemacht.

Sie blieb auch weiterhin mit ihnen in brieflicher Verbindung. Ihre Briefe bestärkten sie in dem Entschluß, allein aus dem Worte Gottes und im Gehorsam gegen den Willen Gottes in steter Selbstprüfung und Selbstverleugnung zu leben.

1826 berief sie der Graf von der Recke-Volmerstein, der einige Jahre vorher eine Rettungsanstalt für verwahrloste Kinder in Düsseldorf errichtet hatte, als Erzieherin. Unentgeltlich tat sie ihren Dienst an den dort aufgenommenen Mädchen mit der hingebenden Treue, die ihr bei aller Arbeit eigen war, und lernte so das Anstaltsleben mit seinen besonderen Anforderungen und eigentümlichen Verhältnissen kennen.

In der Erziehungsarbeit ging sie nach Möglichkeit mit gutem Beispiel voran, indem sie etwa der Putzsucht der Mädchen dadurch zu Leibe ging, daß sie sich in vorbildlicher Einfachheit mit einem einzigen Kleide begnügte und damit erreichte, daß auch die Mädchen mit einem einzigen zufrieden waren. Eine lange Erkrankung machte ihr im darauffolgenden Winter schwer zu schaffen.

Die letzten Monate ihres Aufenthaltes in der Anstalt wurden leider getrübt durch ein unheilbares Zerwürfnis des Grafen mit seinen Mitarbeitern, wodurch auf die Dauer eine vertrauensvolle Zusammenarbeit unmöglich geworden war.

Als Fliedner sie im Auftrag der Gefängnisgesellschaft

im Winter 1827 aufsuchte, weil sie ihm als geeignete Aufseherin für die weiblichen Gefangenen des Düsseldorfer Arresthauses empfohlen worden war, fand er sie auf seine Anfrage hin geneigt, dieses Amt zu übernehmen, wenn ihr Vater damit einverstanden war. Da aber die ganze Familie sich über dieses Vorhaben entsetzt zeigte, wurde daraus nichts. Ihr Lebensweg entschied sich in einer ganz anderen Richtung. Kurz nach ihrem Weggang aus Düsselthal erhielt sie den Werbebrief Fliedners, der sie in ihren eigentlichen und endgültigen Wirkungskreis rief.

So unerwartet ihr Fliedners Werbung kam, so gab sie ihm doch bald ihr Jawort, weil sie das Vertrauen hatte, von Gott diesem Mann als Lebensgefährtin und Gehilfin bestimmt zu sein: „Geehrtester Herr Pastor, . . . Gläubig kann ich Ihre Hand annehmen, obgleich ich mich derer nicht wert halte, und meine Seele ist voll Lobens und Dankens gegen den, der mich so wunderbar geführt hat. Ich weiß weiter nichts, als daß ich nicht wert bin aller Barmherzigkeit, die Gott an mir getan hat und noch tut . . .“

Fliedner hat in seinem Werbebrief ein Leben an seiner Seite als ein Leben des Dienstes und der Selbstverleugung vorgezeichnet; was er der Braut angedeutet hat, trat dann auch wirklich ein: Sie mußte oft ihren Mann entbehren, der häufig unterwegs war. Dabei war sie eine häusliche Natur, die am liebsten nur ihrem Mann und ihren Kindern lebte.

Die Verlobungszeit war nur kurz. Fliedner wollte mit der Heirat nicht mehr lange warten. Ein besonderes Anliegen war es ihm, daß sie bald in sein Leben und seine Arbeit hineinwachsen sollte. Er schrieb ihr in der kurzen Brautzeit viele Briefe, manche „in großer Eile“, oder plötzlich abgebrochene „ich werde abgerufen“. Sie konnte daraus etwas ahnen von der Rastlosigkeit, die damals schon sein Leben zu beherrschen anfang.

Immer mehr sah sie die Aufgabe, gerade diesem Manne, zu dessen geistiger Überlegenheit sie von Anfang an in ehrlicher Bewunderung aufschaute, die rechte Lebensgefährtin und Mitarbeiterin zu sein. In selbstloser Hingabe war sie zu jedem Opfer bereit: „Du bist nicht um meinetwillen, ich bin um deinetwillen da.“ Eine ständige Lei-

dens- und Todesbereitschaft klingt durch ihre Brautbriefe hindurch. Es ist wie eine Vorahnung des schweren Weges, der ihrer als Frau und Mutter wartet.

In ihr war ein aufrichtiges Verlangen, alles Erleben in Arbeit und Haus gemeinsam mit ihrem Verlobten unter den Gehorsam gegen Gottes Willen zu stellen. „Ewig eins in ihm“, das sind die Worte, die Fliedner der Braut vorschlägt als Inschrift für ihre einfachen schmalen Trauringe, und sie geht mit freudiger Zustimmung darauf ein.

Nur schüchtern wagt sie, ihn darum zu bitten, daß er sie bei all seiner Arbeit nicht vergißt: „Besuche deine lieben Kranken und schreibe nicht zu spät an dein Riechen!“ In mütterlicher Sorge um seine Gesundheit bittet sie ihn, sich nicht zuviel zuzumuten: „Schone doch deines Leibes und gib ihm den bedürftenden Schlaf! Spare deine Kräfte für deinen Herrn!“

Es lag Fliedner sehr viel daran, die Familie Münster endlich von dem Druck zu befreien, der durch den Prozeß des Vaters auf ihr lag. Im Oktober 1828 reiste er zu diesem Zweck extra nach Altenberg und veranlaßte seinen starr denkenden Schwiegervater dazu, durch eine Bittschrift an den Fürsten, die er ihm selbst aufgesetzt hatte, nachzugeben und sich mit einer jährlichen Pension von 300 Gulden zu begnügen. Auf dieser Grundlage wurde dann auch endlich nach langem Hin und Her, das Fliedner viel Schreiberei verursachte, Friede geschlossen, der freilich für Münster mit dem endgültigen Verlust seiner Stelle verbunden war.

Fliedners Heirat hatte noch ein kleines behördliches Nachspiel. Bei seiner Abneigung gegen unnötigen Schriftverkehr mit Behörden hatte er sein Gesuch um Heirats-erlaubnis beim Koblenzer Konsistorium sehr spät eingereicht, mußte sich aber belehren lassen, daß dafür die Regierung zuständig war. Da er inzwischen geheiratet hatte, hielt er weiteren Schriftverkehr für unnötig. Darauf erhielt er einen Verweis durch den zuständigen Superintendenten, weil er dem Regierungspräsidenten nicht sofort geantwortet und geheiratet hatte, ohne die Erlaubnis abzuwarten!

Die Arbeit in der Gemeinde

Am 26. April 1828 zog Friederike Fliedner als Pfarrfrau in das Kaiserswerther Pfarrhaus — ein großes, ebenmäßig gebautes Haus — ein, um als seine Lebensgefährtin auch die Gehilfin ihres Mannes in der Gemeindegarbeit zu sein. Aus dieser einst hochberühmten freien Reichsstadt, deren mittelalterliche Kaiserherrlichkeit — vor allem unter Friedrich Barbarossa — schon längst in Trümmer gesunken war, war eine kleine ländliche Stadt geworden, in der eine sehr kleine und arme evangelische Gemeinde — 120 im Ort und 30 in einer sehr weiträumigen Diaspora — lebte.

Sein Hauptanliegen war die *Wortverkündigung*. Mit großer Treue bereitete er sich auf seine Predigten vor. Die noch fast lückenlos erhaltenen Hefte, in denen er sie z. T. wörtlich ausarbeitete, zeigen den Fleiß und die Sorgfalt, mit der er das tat. In den ersten Jahren nach der Rückkehr von der Kollektenreise predigte er sehr gern über einzelne Kernworte der Schrift, um seiner Gemeinde die Grundlagen des eigenen, neugewonnenen Glaubensbesitzes so klar und eindeutig wie möglich zu vermitteln. Man wird diese Verkündigungsart am besten als christozentrisch und biblizistisch bezeichnen können.

Mit ganz besonderem Nachdruck predigte er die Notwendigkeit der Buße als Erkenntnis und Bekenntnis der Sünde, der dann die „Besserung des Herzens und Lebens“ folgen muß: „Euer Leben ist nicht in eurer Hand. Morgen vielleicht seid ihr tot. Darum wachet, daß ihr bereit seid, wenn des Menschen Sohn kommt.“

Diese beständige Mahnung an die Möglichkeit des nahen Todes und der Hinweis auf das Gericht Gottes geht durch seine Predigten und zeigt die Strenge seiner Lebensauffassung.

Nicht weniger nachdrücklich aber predigt er den Glauben als alleinigen Grund unserer Rechtfertigung vor Gott und als Gottesgeschenk, für das wir dankbar sein und diesen Dank in der Liebe betätigen sollen. Die Voraussetzung dieses in der Liebe tätigen und lebendigen Glaubens aber ist die Wiedergeburt, die für Fliedner unabtrennbar ist von der Heiligung des ganzen Lebens.

Zu dieser Heiligung gehört für ihn eine entschiedene

Abkehr von der Welt. Dieser Ton klingt immer wieder in allen seinen Predigten an, wenn er als ein strenger Sittenprediger von Jahr zu Jahr mit immer größerem Nachdruck gegen die menschlichen Schwächen seiner Kaiserwerther Kleinbürger zu Felde zog — etwa gegen das Sausen und Schwelgen und die Versuchungen der Kirmes.

Aus einem hohen Verantwortungsbewußtsein für seine ihm anvertrauten Gemeindeglieder nahm er auch sehr energisch die Hilfe der Behörden in Anspruch, wenn etwa der Gottesdienst durch Kirmeslärm oder durch Schützenfeste gestört wurde. Mit allem bekämpfte er den tief eingewurzelten Hang der rheinischen Bevölkerung zur Leichtlebigkeit.

Bei aller fordernden Strenge seiner Verkündigung weiß er aber auch von der Seligkeit des Christseins etwas zu sagen. Der unbedingte Gehorsam gegen Gottes Willen bleibt für ihn die Grundlage aller Sittlichkeit.

Die sonntäglichen Gottesdienste wurden seiner Gemeinde immer lieber. Kam einmal eine unvorhergesehene Störung des Gottesdienstes vor, so blieb Fliedner doch immer Herr der Lage und benutzte schlagfertig den äußeren Anlaß für seine Verkündigung.

Einmal zog während der Predigt ein Gewitter auf. Als die ersten starken Donner seine Rede unterbrachen und die Zuhörer erschreckten, rief er: „Wenn der Herr redet, sollen die Knechte schweigen“ und ließ seine Gemeinde in stiller Andacht verharren, bis das Unwetter vorübergezogen war.

Ein anderes Mal hatte sich ein Vögelchen in die Kirche verirrt und flatterte während des Gesanges ängstlich hin und her. Da betrat Fliedner die Kanzel und begann: „Heute ist ein anderer Prediger hier als ich, an dem aller Augen hängen: Sehet die Vögel unter dem Himmel an; sie säen nicht, sie ernten nicht . . . und euer himmlischer Vater nährt sie doch. Seid ihr denn nicht viel mehr denn sie?“

In der *Seelsorge* kümmerte er sich vor allem um die Kranken und Schwachen: „Vom fleißigen unaufgeforderten Besuchen der Kranken“ wollte er sich durch keine Enttäuschung abschrecken lassen: „Wenn auch von hundert Kranken, die wir besuchen, nur einer sich zum Herrn be-

kehrt, so ist das Lohn genug für unsere Gänge. Wiegt doch der Wert *einer* Seele den Wert der ganzen Welt auf! ... Der Erfolg unseres Besuchens steht in Gottes Hand."

Er sah die Aufgabe des Seelsorgers darin, den „Kranken mit väterlicher Liebe zu trösten“ und zur Geduld im Leiden unter Hinweis auf das Beispiel des Herrn zu ermahnen. In richtiger Erkenntnis der inneren Zusammenhänge zwischen den Leiden des Körpers und den Leiden der Seele war Fliedner davon überzeugt, daß „die Tröstung und Stärkung der Seele wohltätig auf den Körper“ einwirken mußte.

Andererseits war er viel zu nüchtern, um sich über die Grenzen seiner Wirksamkeit als Seelsorger der Kranken zu täuschen: „Unter zehn Genesenen machen es neun noch immer wie die neun vom Herrn geheilten Aussätzigen. Sie vergessen das Umkehren zum Herrn und das Danken.“ Nach dem Erfolg hat der Seelsorger nicht zu fragen. Er hat einfach nach dem Wort des Herrn zu handeln: „Ich bin krank gewesen, und ihr habt mich besucht“ (Matth. 25, 36).

Im Blick auf die „Unbekehrten und Verirrten“ hat der Seelenarzt eine ganz besondere Verantwortung: Erfahrungsgemäß mieden diese Menschen den Seelsorger und das Gotteshaus. Um so mehr hat er die Verpflichtung, sie aufzusuchen, „um sie aus ihrem Taumel aufzuwecken“. Fliedner vertrat also die Forderung einer nachgehenden Seelsorge und lehnte es ausdrücklich ab, wenn der Prediger sich auf sein Hauptamt, die Verkündigung, zurückzog, um denen nicht „nachzulaufen“, die nicht in die Kirche kamen.

•Besuche und Seelsorge ergänzen sich nach seiner Meinung: Nichts befruchte die Predigtvorbereitung mehr „als das Erforschen des Seelenzustandes unserer Gemeinde in der Woche unter der Kanzel, da wir sonst Gefahr laufen, den Zuhörern über die Köpfe hinaus und an den Herzen vorbei zu predigen, wenn wir ihren inneren Zustand nicht kennen und die Predigt nach der Studierstube, aber nicht nach dem Leben schmeckt“. „Unsre beste Zeit und Mühe gehört unserm Seelsorgerberuf.“

Er sah den Hausbesuch an als „eine schöne heilige Sitte ... geflossen aus apostolischem Geist“. „Im Namen

Jesu Christi ist uns kein Knecht und keine Magd zu gering und keine Herrschaft zu vornehm, sie als Seelsorger zu besuchen“ — dann werden diese Gänge nicht ungesegnet sein.

Die Sitte des jährlichen Hausbesuches, gewöhnlich in der Karwoche, übte er mit ganz besonderer Treue, wobei er sich von einem oder später sogar von zwei Ältesten begleiten ließ, obwohl er wegen seiner Jugend dabei anfangs manche Hemmungen zu überwinden hatte.

Wirtschaftliche und seelsorgerliche Hilfe gingen dabei Hand in Hand. Wie vielen Arbeitslosen hat er Arbeit, vielen Kranken Medikamente besorgt. Er setzte manches Unterstützungsgesuch an Behörden auf für die, die darin ungeübt waren.

Dem gleichen seelsorgerlichen Ziele diente auch die wiederholte Anwendung der Kirchenzucht, wenn etwa Evangelische aus Geschäftsrücksichten die Fronleichnamsprozession begleiteten und sich damit vor den Katholiken verächtlich machten, weil sie ihren evangelischen Glauben verleugneten.

Auch in mehr äußerlichen Fragen übte er solche Kirchenzucht: Wenn etwa die Mitglieder des Presbyteriums nicht pünktlich zu den Sitzungen erschienen oder unentschuldigt wegblieben, dann mußten sie eine kleine Geldbuße entrichten. Ebenso erzog er die Gemeinde zu pünktlichem Kirchenbesuch. Er wollte erreichen, daß alle vor dem Eingangslied versammelt waren, damit der Gottesdienst nicht durch Zuspätkommende gestört wurde. Von der Kanzel herab ermahnte er dazu die Gemeinde. Als auch das noch nicht genügend fruchtete, wies er den Küster an, länger vor dem Beginn des Gottesdienstes zu läuten, und verpflichtete seine Ältesten, den anderen Kirchenbesuchern durch pünktliches Erscheinen ein gutes Beispiel zu geben.

Die *Arbeit an der Jugend* lag ihm von Anfang an besonders am Herzen. Aus den Mahnungen „Weide meine Lämmer“ und „Lasset die Kindlein zu mir kommen“ hörte er die Mahnung zu besonderer Treue für den Pfarrer heraus. Er sollte darüber wachen, daß die Eltern ihre Kinder auferzogen in der „Zucht und Vermahnung zum Herrn“.

Nachdem er den äußeren Bestand seiner evangelischen

Gemeindeschule gesichert hatte, mühte er sich eifrig auch um ihren inneren Ausbau in ständiger enger Zusammenarbeit mit seinem tüchtigen Lehrer Leckebusch: Sie sollte auch eine „Erziehungsanstalt für den Himmel“ sein. Er fehlte bei keiner Jahresprüfung und hielt darauf, daß die Schul- und Kirchenvorsteher zugegen waren, um darin die enge Verbundenheit zwischen Gemeinde und Schule zum Ausdruck zu bringen.

Den Religionsunterricht übernahm er selber, sobald die Kinder lesen konnten. Der Konfirmandenunterricht dauerte gewöhnlich — nach der Vorbereitungszeit der Katechumenen — ein Jahr. Bei der Kleinheit seiner Gemeinde brauchte er gewöhnlich nur alle zwei bis drei Jahre zu konfirmieren und hatte nur in Ausnahmefällen mehr als 4–8 Konfirmanden. Dadurch wurde es ihm möglich, das Konfirmationsalter für gewöhnlich auf 15–16 Jahre heraufzusetzen, um wenigstens einige Gewähr einer größeren Reife zu haben.

Stets suchte er dabei lebendig und mitunter drastisch-anschaulich zu erzählen. Einst berichtete er von einem Wanderer, der in einen tiefen Felsspalt versunken sei. Plötzlich fand sich der neben ihm sitzende Schüler unter den Tisch versetzt, damit er und die andern merken sollten, wie es dem, der in den Abgrund stürzte, zu Mute sei.

Nach der Erzählung vom Riesen Goliath ließ er das Lied vom Wandsbecker Boten singen „War einst ein Riese Goliath“ . . . Wenn er dann an die Stelle kam: „Da fiel der lange Esel hin, so groß und dick er war“, ließ sich Fliedner selbst mit großem Gepolter zur Erde fallen, damit die Kinder sehen konnten, wie es dem stolzen Philister ergangen war.

Wenn vom Manna in der Wüste die Rede war, dann mußte später die erzählende Lehrerin für jedes Kind ein Stück Semmel mit Honig bereithalten, damit alle schmecken könnten, wie süß diese Speise für die Israeliten war.

In dieser Richtung lag auch die Herausgabe einer „Neuen Bilderbibel für die Jugend“ 1836 mit 24 Bildern aus dem Alten Testament und 40 aus dem Neuen Testament, wobei er die reichen Vorlagen der Düsseldorfer Akademie benutzen konnte. Die Kinder sollten in diesen

Bildern möglichst viel anschauliche Gedächtnisstützen für das Behalten der biblischen Geschichten finden.

An Seelenzahl ist die kleine Gemeinde während seiner 27jährigen Tätigkeit nicht gewachsen, wohl aber an innerer Geschlossenheit. Er suchte sein kleines Arbeitsfeld eifrig und sorgsam zu bestellen. Es gab kein Haus, dessen Bewohner er nicht besuchte und mit Rat und Tat unterstützte. Zu Krankenbesuchen benutzte er meistens den Samstagnachmittag, sobald er mit seiner Predigtvorbereitung fertig geworden war. Schlicht und schmucklos war seine Rede. Aber sie kam von Herzen und wurde gehört.

Fliedner suchte auch sehr die Gemeinschaft mit den benachbarten Amtsbrüdern. So wurde er eifriges Mitglied des „Bruderkonvents“, einer regelmäßig in Erkrath gehaltenen Predigerkonferenz, wo gründliche Schriftauslegung getrieben wurde und pfarramtliche Fragen (z. B. die damals sehr umstrittene Frage der Einführung der neuen Agende in Verbindung mit der Einführung der Union) erörtert wurden.

Als diese Zusammenkünfte eingingen, war er es, der eine neue Pastorkonferenz in Ratingen gründete, deren Vorsitzender er selber wurde, und um eine lebendige und regelmäßige Teilnahme aller Mitglieder sich bemühte. Bei aller Weite der besprochenen Themen und allem Eifer im Kampf um die neue Kirchenverfassung und die gottesdienstlichen Ordnungen aber hat er nie außer Acht gelassen, daß diese Fragen erst in zweiter Linie stehen nach den entscheidenden innersten Anliegen des Pfarramts und der geistlichen Ausrüstung der Diener des Evangeliums.

Fliedner hat während seines eigenen Universitätsstudiums die wirklich praktische Ausbildung der Theologen für das künftige Amt sehr vermißt und darauf aufmerksam gemacht, daß die künftigen Seelsorger selbst während ihrer Ausbildungszeit gar keine Seelsorge erfuhren.

Verantwortungsvolles Bewußtsein der Mitarbeit in der Kirche wollte er wecken und pflegen; eine gute Gelegenheit dazu boten die jährlichen Kreissynoden. Vor jeder Tagung beriet er mit seinem Presbyterium aus den Erfahrungen des Gemeindelebens heraus die Fragen, deren Klärung vor die Synode gehörte. Jedesmal nahm er und

der ihn begleitende abgeordnete Älteste eine ganze Reihe von Anträgen mit.

Er sorgte dafür, daß Kaiserswerth 1845 selbst auch einmal als Tagungsort gewählt wurde, damit die Gemeinde eine unmittelbare Anschauung von der Arbeit einer Synode gewann und ihr Gelegenheit gegeben wurde, den auswärtigen Geistlichen und Ältesten Gastfreiheit zu gewähren.

Die Zugehörigkeit zur größeren Kirchengemeinschaft erlebte die Gemeinde auch an den Visitationen, die in Abständen von einigen Jahren durch den Superintendenten der Düsseldorfer Kreissynode gehalten wurden. In den Visitationsprotokollen wird die vorbildliche Zusammenarbeit zwischen Pfarrer und Presbyterium, der fleißige Gottesdienstbesuch, die starke Beteiligung am Abendmahl und das rege Gemeindeleben erwähnt. So klein und arm die Gemeinde auch war, so lebendig war sie auch durch Fliedners rührige Tätigkeit geworden.

Auch in allen kommunalen Angelegenheiten hat Fliedner in vorbildlicher Selbstlosigkeit, frei von aller konfessionellen Voreingenommenheit und nicht verbittert durch mancherlei Kränkungen, die er in seiner Gemeindegarbeit damals von katholischer Seite erfahren hatte, nur das Wohl der Stadt im Auge gehabt und auch dabei mitgearbeitet.

Gründung des Asyls

Schon bei der Gründung der Gefängnisgesellschaft war sich Fliedner darüber klar, daß die Fürsorge für die Gefangenen während der Haftzeit wenig nützen könne, wenn sie nicht auch in der Zeit nach der Entlassung weitergeführt wurde. Es galt, den evangelischen entlassenen Frauen Unterkunft und Arbeit zu beschaffen als Übergang in das bürgerliche Leben, damit sie ein neues Leben anfangen konnten.

Elisabeth Frey, die Bahnbrecherin auf diesem Gebiet, hatte das von Anfang an erkannt. Die Begegnung mit ihr gab Fliedner darin einen neuen Antrieb. Aber es war schwierig, ein passendes Heim zu finden. Keine der Gemeinden in der Umgegend fand sich bereit, zu helfen. Da

war es Frau Fliedner, die darauf drang, es in Kaiserswerth zu versuchen.

So kam es zur ersten Anstaltsgründung in Kaiserswerth, das die kleinste Gemeinde im bergischen Land war. In einer Jugendfreundin Friederikes aus Braunfels, Katharina Göbel, fand Fliedner eine geeignete Leiterin, die nur zaghaft und zögernd auf die Bitte der Freundin einging, weil sie sich in ihrem Alter von 45 Jahren nicht mehr kräftig genug fühlte, eine so neue und schwere Arbeit zu übernehmen.

Dennoch hat sie fast ein Jahrzehnt lang diesen Dienst „mit unermüdeter Liebe und Treue, mit großer Umsicht und seltener Uneigennützigkeit getan“ – und sie tat diese Arbeit unentgeltlich, weil sie ein kleines Vermögen besaß und „etwas Besonderes für den Herrn“ tun wollte.

Es war auch nicht leicht, in Kaiserswerth ein geeignetes Haus für dieses Asyl zu finden. Als die erste Insassin am 17. September 1833 eintraf, blieb Fliedner nichts weiter übrig, als in Ermangelung einer anderen Möglichkeit, den neuen Schützling in seinem Gartenhäuschen unterzubringen, das dicht am Pfarrhaus auf dem alten Festungswall lag, von wo aus man einen weiten Blick über den Rhein hatte.

In diesem Gartenhäuschen mit einem winzigen Dachboden darüber, das im Sommer als Eßzimmer diente in dem auch das Spinett stand, damit das Üben die andern nicht störte, wurde der erste Pflingling, die zwanzigjährige Minna E. aus Barmen, untergebracht. So wurde dieses Gartenhäuschen zur „Wiege der Kaiserswerther Anstalten“.

Die erste Insassin des Asyls kam aus dem Gefängnis in Werden und war zweimal wegen Diebstahls, zuletzt zu zweieinhalb Jahren, verurteilt. Ihr Vater und ihr Liebhaber hatten sie nach der Entlassung sofort nach Hause in das alte Leben zu locken versucht. Sie aber blieb standhaft. „Sie trägt sich im ganzen gut und ist meistens lernbegierig.“ „Sie übt sich im Nähen, Stricken, Stopfen, Kochen, worin sie Unterricht erhält, der ihr in allem wie einem unmündigen Kinde erteilt werden muß.“

Länger als drei Monate sollte der Aufenthalt im Asyl nicht dauern. Minna aber blieb fünf Monate. Sie hat sich dann zwei Jahre lang in verschiedenen Stellungen gut ge-

führt. Dann stahl sie wieder und mußte noch einmal in Werden eine fünfjährige Strafe absitzen. Trotzdem konnte sie sich später verheiraten, so daß ihr Lebensausklang doch noch versöhnlich gewesen zu sein scheint.

Eine Gräfin Spee hatte mit Fliedner um fünf Taler gewettet, daß die Pfleglinge höchstens einen Monat im Asyl bleiben würden. Als die erste länger blieb, hatte Fliedner die Wette gewonnen und kassierte fröhlich die fünf Taler für sein Asyl. Dann wurde, als noch mehrere andere dazu kamen, das Gartenhaus zu eng, und man zog in ein Haus, das der Gemeinde gehörte und verpachtet gewesen war, das man aber nach vielen Mühen freibekommen hatte, in dem für zwölf Schützlinge Platz war.

In diesem Asyl sollte nach Fliedners Willen „eine christliche Familienerziehung herrschen“, kein „weitläufiges, mechanisches Anstaltsleben“. Die „Pfleglinge müssen ein freundliches, geregeltes und geordnetes christliches Familienleben wieder kennen und lieb gewinnen lernen, dessen sie meist längst entwöhnt sind, oder das viele nie geschmeckt haben“. In der Betonung des Familienprinzips war Fliedner Wichern ähnlich, der die Erziehung im „Rauhen Haus“ danach gestaltete.

„Mehr als 15 zu gleicher Zeit würden wir in unserer Anstalt nicht wünschen. Elf war bisher unsere größte Zahl“ schrieb Fliedner in einem Jahresbericht und hielt an dem Grundsatz fest, daß die Pfleglinge „Hoffnung zur Besserung“ mitbrachten. Das Asyl wollte keine „leibliche Versorgungsanstalt für unverbesserliche Subjekte“ sein. Auch betonte er, daß das Asyl „keine Zwangsanstalt“ sei und nur solche Frauen und Mädchen aufnehmen wollte, die freiwillig kamen, sich in die Ordnung des Asyls schickten, darin fleißig arbeiten und sich ordentlich aufführen wollten, „widrigenfalls man sie aus dem Asyl fortschicken und ihnen niemals mehr Hilfe leisten würde“. Die vorzeitige Entlassung war also ausdrücklich als Strafe gedacht.

„Liebende mütterliche Pflege“ war der oberste Grundsatz. Die erste Insassin wurde „fast verzärtelt“. Wichtigstes Erziehungsmittel war die Arbeit. Das zweite war „fortwährende Aufsicht und Zucht“. Der dritte wichtige Punkt war die „geistige Pflege“. Der Nachdruck lag auf

der religiösen Erziehung, wobei Fliedner ein Zuviel an geistlicher Speise und religiöser Beeinflussung vermied.

Es war sein Anliegen, dann später passende Dienstherrschaften zu finden, die den Pfleglingen nicht ihre alten Sünden vorwarfen, sie weder erbitterten noch verwöhnten. Er brachte die Mädchen in der Regel nicht an ihren alten Wohnort, sondern möglichst dahin, wo sie ganz unbekannt waren, um ihnen den Neuanfang zu erleichtern. Über die „Beschaffenheit der Dienste“ zog er vorher genaue Erkundigungen ein.

Über den Erfolg gab er sich bei dieser schwierigen Arbeit nicht den geringsten Illusionen hin: Als er nach sechzehnjährigem Bestehen des Hauses eine etwas längere Entwicklung überschauen konnte, teilte er mit, daß nur „ungefähr der vierte Teil zu einem äußerlich ehrbaren Leben zurückgekehrt sei“. Aber im Himmel war ja Freude über einen Sünder, der Buße tat.

Fliedner wahrte zunächst den Charakter seines Asyls als Übergangshaus und entließ die Pfleglinge jedesmal sobald als möglich in eine auswärtige Dienststelle. Dabei verfuhr er stets nach sorgfältiger Prüfung des einzelnen Falles. Er legte sich ein „Personalbuch“ an, in dem er eine kurze Charakteristik über das „Betragen im Asyl“ niederschrieb. Diese Aufzeichnungen lassen scharfe psychologische Beobachtungsgabe und liebevolle Einzelpädagogik abseits alles Schematischen erkennen. Allmählich aber ging er dazu über, seine Schützlinge regelmäßig über ein Jahr hinaus in der Anstalt zu behalten.

Katharina Göbel hatte beim besten Willen und großer Opferbereitschaft etwas Schwerfälliges und Ungelenkes in ihrem Wesen. Da war es Fliedners Kunst, solche Mängel in viel Kleinarbeit zu ersetzen und allmählich abzuschleifen, ohne zu verstimmen und zu entmutigen: „Wenn der Bauer keine Pferde hat, muß er mit Ochsen pflügen“, war sein oft gebrauchter Ausdruck.

Die Kleinkinderschule

Das gute Gelingen der ersten Anstaltsgründung machte ihm und seiner Frau Mut, „die christliche Liebespflege weiter auszudehnen, und welche Hilfsbedürftigen lagen

uns da näher als die armen Kindlein, die in unsern Fabrikstädten oft so verwaist und verkommen und der Pflege der durch Fabrikarbeit vielfach beschäftigten Mütter beraubt dahinsiechen?“

„Unsere Kinder sind unsere Hoffnung, die Hoffnung der Kirche wie des Staates. Darum ist eine Pflege und Erziehung der Kinder mit christlicher Weisheit und Liebe eine der wichtigsten Angelegenheiten für das ganze Volk. Sobald wir daher die edlen weiblichen Kräfte unserer evangelischen Christenheit dem Wohle des Volkes dienstbar zu machen anfangen, fühlten wir die Pflicht, sie auch für die Erziehung und den Unterricht der Kinder in Tätigkeit zu setzen, und eröffneten eine Kleinkinderschule als unterste Stufe an der Leiter der Volkserziehung, die bisher gefehlt hatte, und eine Pflanzschule für Kleinkinderlehrerinnen.“ Mit diesen Sätzen aus dem Vorwort zum ersten Jahresbericht begründete Fliedner seine klare evangelische Einstellung zur Erziehungsaufgabe am Kleinkind, wofür er die Frau als die gegebene Erzieherin ansah und „männliche Beihilfe“ für unnötig und unzweckmäßig hielt.

Fliedner und seine Frau waren sich darin einig, wie wichtig Kinderbewahrschulen als Hilfe und Vorbeugung gegen die Verwaistung waren. Das war nicht von vornherein allen auch gutwilligen Geldgebern klar, die er für diesen Zweck ansprach. Fliedner machte es ihnen dann mitunter auf sehr anschauliche Weise klar.

Als er eines Tages in M.=Gladbach mit dem dortigen Pfarrer bei einem wohlthätigen Fabrikanten, der den Anfang in der Spendenliste machen sollte, vorsprach, lehnte der das rundweg ab: „Fällt mir nicht ein, für so etwas Geld zu geben! Die armen Kinder müssen schon sowieso früh genug in den Zwang der Schule! Nun sollen die Zwei- und Dreijährigen auch schon gequält werden!“

„Ach, lieber Herr“, sagte Fliedner, „Sie wissen nicht, was eine solche Bewahrschule ist; das ist eine Spielschule, wo man mit den Kindern singt und springt.“ Und plötzlich hockt der sonst so ernste Mann am Boden, macht das vor und singt: „Armes Häschen, bist du krank, daß du nicht mehr hüpfen kannst? Has, hüpf! Has, hüpf!“ Dabei fegten die langen Rockschöße auf dem Fußboden. Der

Fabrikant lachte laut los und zog fröhlich den Beutel, nachdem er so drastisch überzeugt worden war.

Wie sehr diese Einrichtung einem wirklichen Bedürfnis entgegenkam, zeigte ihr schnelles Wachstum auf die stattliche Zahl von 66 Kindern gleich im ersten Jahr. „Seit dem 1. Mai (1836) haben wir sogar hier in unserer Gemeinde eine Kleinkinderschule . . . Sie ist vorläufig in unserm Gartenhaus, wird aber nächsten Monat in Küsters Haus kommen, das jetzt dazu eingerichtet wird. Die Jettchen Frickenhaus (ein einfaches, aber bildungsfähiges Mädchen aus seiner Gemeinde, die dem Vater bei der Fabrikation des „Düsseldorfer Mostrichs“ geholfen hatte) leitet die Schule mit großer Liebe, Geduld und Umsicht, ebenso die Strickschule des Abends, so daß von morgens 8 Uhr bis abends 8 Uhr unser Gartenhaus und Garten von Kindern angefüllt ist“, schreibt Fliedner an seinen Bruder.

Diese Kleinkinderschule besuchte auch Simonette, seine zweite früh verstorbene Tochter. Die armen Kinder wurden hier ganz unentgeltlich, die etwas besser gestellten für ein geringes Schulgeld aufgenommen. Den Ärmsten wurde auch das Butterbrot zum Frühstück und zum Nachmittagskaffee von der Anstalt gereicht, während die andern es sich von Hause mitbrachten. Alle Kosten wurden im übrigen ganz durch freiwillige Liebesgaben aufgebracht.

Diese Kleinkinderschule war darüber hinaus aber vor allem als Lehr- und Ausbildungsstätte für Lehrerinnen und Schwestern gedacht. Es wurde daraus das „Seminar für Kleinkinderlehrerinnen“, das lange Zeit die einzige Ausbildungsstätte für Kinderlehrerinnen innerhalb der Kirche in West- und Norddeutschland geblieben ist.

Den Lehrplan stellte Fliedner selber auf, wobei ihm die Erziehung wichtiger war als der Unterricht. Er verfaßte außerdem ein Liederbuch für Kleinkinderschulen. Auf keinem Gebiet hat er bei seinen Neugründungen ein so schnelles Wachstum erlebt wie in der Sache der Kleinkinderschulen. Vor allem lag ihm an der Wahrung des kirchlichen Charakters der ganzen Arbeit. Darum sah er in den Gemeinden die berufenen Begründerinnen.

Asyl und Kleinkinderschule blieben zahlenmäßig klein, aber sie wurden vorbildliche Einrichtungen zur Ausbil-

derung für die vielen Frauen, die sich in Kaiserswerth zu den verschiedensten Frauenberufen ausbilden ließen.

Die Gründung des Diakonissenwerkes

Während seines Amsterdamer Aufenthaltes anlässlich seiner ersten Kollektenreise hatte Fliedner im Sommer 1823 das Diakonissenamt bei den Mennoniten kennengelernt, das dort schon seit dem 16. Jahrhundert bestand. Bei der Niederschrift seines Buches über seine Kollektenreise zog er nähere Erkundigungen darüber ein. Er erblickte in diesem Amt eine „lobenswerte urchristliche Einrichtung“, die von andern Konfessionen nachgeahmt werden sollte.

Für ihn gab es keine Beschränkung nur auf die wohlhabenden Frauen der Gemeinde — er wollte alle geeigneten Kräfte herangezogen wissen und wies ihnen neben der fürsorgerischen auch eine seelsorgerliche Aufgabe zu. Beides gehört für ihn untrennbar zusammen, obwohl die damalige Sitte jeder öffentlichen Wirksamkeit der Frau hindernd entgegenstand. Die Begegnung mit Elisabeth Frey auf der zweiten Englandreise gab dann den entscheidenden Anstoß zur Begründung eines Krankenhauses, in dem die künftigen Diakonissen für ihren pflegerischen Beruf ausgebildet werden sollten.

Anfang April 1836 bot sich Gelegenheit, eins der größten und schönsten Häuser von Kaiserswerth zu kaufen, das einem der früheren Samtfabrikanten, dem verstorbenen Bürgermeister Petersen, gehört hatte. Dieses breite, behäbige Bürgerhaus zählte insgesamt 18 Zimmer von durchschnittlich 20 Quadratmeter Grundfläche. Es hatte eine Badestube und eine Waschküche, einen Hof mit Hintergebäuden und einem fast dreiviertel Morgen großen Garten hinter dem Haus — war also denkbar gut für ein Krankenhaus geeignet.

Zuerst hatten die Mieter gemeint, die Samtfabrik sollte wieder erstehen. Als sie aber hörten, das Haus — in dem sie noch ein Jahr Wohnrecht hatten — sollte ein Krankenhaus werden, gab es einen Aufruhr: Es dürfe kein Kranker ins Haus kommen, solange sie darin wohnten, oder sie

würden ausziehen, aber nicht ohne hundert Taler Entschädigung . . .

Fliedner wollte ihnen den Wind aus den Segeln nehmen, indem er in geschickter Weise den katholischen Ortsarzt Dr. Thoenissen, der ihm empfohlen worden war, für die Anstalt gewann. Aber dadurch machte er sich einen evangelischen Arzt zum Feinde, der die Einwohnerschaft noch mehr aufhetzte: „Da würden eine Menge Pestkranker, Cholerakranker und anderer ansteckender Kranker ins Hospital gebracht werden, und — da es mitten in der Stadt lag — so würde die Pestluft sich in der ganzen Stadt verbreiten. Diese würde bald ein großes Lazarett werden. Tag für Tag würde man Leichen aus dem Hospital tragen sehen — die schwangeren Frauen würden sich darüber entsetzen usw. . . .“

Eine solche evangelische Stimme war Wasser auf die Mühle der Katholiken, denen dieser geplante Hauskauf durch einen evangelischen Pfarrer ein Dorn im Auge war. Sie wollten „die Stadt nicht verpestet“ haben, wie sie sich ausdrückten.

Eines Tages erschienen zwei Stadträte bei Fliedner und erklärten ihm rund heraus, er müsse seinen Plan aufgeben — die ganze Stadt sei dagegen. Sie drohten mit einem Volksaufstand sowie mit einer Klage bei der Regierung und schlugen vor, er sollte das alte Zuchthaus kaufen, das mehr am Rande der Stadt lag, in Wirklichkeit aber ganz ungeeignet war.

Fliedner wies ruhig darauf hin, daß das Krankenhaus der ganzen Gegend großen Nutzen bringen würde, da es für den weit ausgedehnten Bezirk der Bürgermeisterei ein wirkliches Bedürfnis erfüllen würde. Immerhin blieb die Volksstimmung so erregt, daß der zum Leiter ausersehene Arzt Fliedner dringend davor warnte, seine Frau allein zu lassen, falls er nach Wuppertal fahren würde, um dort eine Sammlung für die Einrichtung des Krankenhauses anzufangen.

Aber Friederike Fliedner, die kurz vorher von ihrem ersten Kinde, einem toten Knaben, entbunden worden war, hatte Fliedner mit aller Macht zugeredet, dieses Haus so bald als möglich im Namen des Herrn zu kaufen — sie blieb völlig unbehelligt.

Als aber am Sonntag, dem 16. Oktober 1836, die erste Kranke eingeliefert wurde — eine arme katholische Magd, für welche ihre gleichfalls katholische Herrschaft um unentgeltliche Aufnahme bat —, brach der Sturm von neuem los. Einer der Mieter, ein alter pensionierter Rittmeister, eilte als Wortführer der andern ins Pfarrhaus, wo Fliedner — bereits im Talar — sich gerade anschickte, zum Gottesdienst zu gehen, und verlangte die unverzügliche Entfernung der Kranken: Er wolle in keinem Krankenhaus wohnen, sonst werde er ihn verklagen. Fliedner wies ihn darauf hin, daß er jetzt zum Gottesdienst müsse und ersuchte ihn, sich zu beruhigen.

Sofort lief der also Abgewiesene zum Bürgermeister, der sich gerade beim Apotheker aufhielt, und bestürmte ihn, augenblicklich kraft seines Amtes die Kranke aus dem Haus werfen zu lassen. Obwohl der Bürgermeister es auch nicht gern sah, wenn in Kaiserswerth ein Krankenhaus errichtet wurde, bei dem er nicht Direktionsmitglied werden konnte, war er besonnen genug, zu erklären, daß er zu einer solchen Gewaltmaßnahme nicht berechtigt sei.

Wütend und aufgebracht über diese erneute Ablehnung nannte der Rittmeister den Bürgermeister in Gegenwart von Fremden einen „dummen Jungen“, was diesen veranlaßte, den Beleidiger um eine Erklärung zu ersuchen, wie er das gemeint habe. So drohte es bei der Eröffnung des ersten Diakonissenkrankenhauses zu einem Ehrenhandel zu kommen.

Zum Glück für alle Beteiligten aber kam es nicht dazu. Fliedner redete dem Bürgermeister gut zu, sich nicht wegen eines großsprecherischen Menschen zu duellieren. Und der alte Rittmeister, dessen Zunge in der Erregung durchgegangen war, wurde nun doch ängstlich, als er zu einer Erklärung aufgefordert wurde.

Einer der Zeugen des Vorfalls, der Steuereinnahmer war und zur evangelischen Gemeinde gehörte, lief solange zwischen dem Bürgermeister, dem Offizier und dem Pfarrhaus hin und her, bis es ihm gelungen war, „den blutdrohenden Zwist in ein paar Flaschen Wein zu ersäufen . . .“

Fliedner verhandelte dann mit den Mietern, die sich zur Räumung ihrer Wohnungen bereit erklärt hatten, wenn

ihnen eine hohe Entschädigung gezahlt würde. Es gelang ihm, gegen eine Entschädigung von nur 30 Talern für alle Beteiligten und dem Ankauf einiger Möbelstücke das Haus freizubekommen. Auf dieser Grundlage wurde der Friede geschlossen. Sie zogen alle nach Düsseldorf ab. Fliedner hatte nun endlich das Haus zur freien Verfügung.

Nicht weniger schwierig war die Beschaffung des Geldes für den Hauskauf, denn Fliedner hatte — allein aus Glauben — ohne einen Pfennig gekauft. Nach langen vergeblichen Bemühungen erbot sich eine wohlhabende Freundin Friederikes aus Düsseldorf, den größten Teil der Summe (1800 Taler) als erste Hypothek zu leihen. Den Restbetrag von 800 Talern gab ein reicher Bonner Universitätsprofessor, der Jurist war, zunächst als zinsloses Darlehen — später schenkte er die Summe!

Außer der Kaufsumme für das Haus mußten aber auch noch die Mittel für die Einrichtung beschafft werden. Fliedner sammelte diese Summe allmählich bei mancherlei Gelegenheiten zusammen. Beim Sammeln in Wuppertal erlebte er es dabei, daß ihm eine Dame die Tür wies: Ob er sich denn nicht schäme, auch in unserer evangelischen Kirche Nonnenklöster errichten zu wollen . . . ?

Das Wichtigste aber war, eine geeignete Vorsteherin für das Haus zu finden. Seiner Frau wollte er diese Aufgabe nicht auch noch aufbürden, weil sie durch den Haushalt und durch die Mitarbeit in der Gemeinde, im Asyl und in der Kleinkinderschule ohnehin überlastet war.

Schon vor zwei Jahren, als er eine zweite Kraft für das Asyl suchte, war er auf *Gertrud Reichardt*, die Tochter eines Ruhrorter Wundarztes, aufmerksam geworden, die damals nicht abgeneigt war, in diese Arbeit in Kaiserswerth einzutreten. Aber das pfarramtliche Zeugnis über ihre kleinen persönlichen Schwächen lautete ungünstig, so daß aus der Berufung nichts wurde.

Trotzdem kam Fliedner erneut auf sie zurück, in der Hoffnung, in ihr doch die geeignete Vorsteherin zu gewinnen, wußte er doch, daß sie ihrem Vater und ihrem Bruder, der ebenfalls Wundarzt war, jahrelang in der Krankenpflege geholfen und dabei auch viele seelsorgerliche Gaben entfaltet hatte, so daß sie über mancherlei Erfahrungen verfügte.

Ein anderer Bruder, der als Judenmissionar in England wirkte, besuchte Kaiserswerth und versprach, seiner Schwester zur Annahme der Arbeit Mut zu machen. Da sie auf den Rat gerade dieses Bruders viel gab, entschloß sie sich gegen den Willen ihrer übrigen Angehörigen, nach Kaiserswerth zu kommen, um sich den neuen Aufgabenkreis wenigstens einmal anzusehen. Sie erschrak jedoch, als sie alles noch so unfertig vorfand.

Als sie so unschlüssig war und wieder nach Hause zurückreisen wollte, kam gerade ein großer Ballen mit der Post an. Als sie darin viele nützliche Dinge für das Krankenhaus erblickte, die von freundlichen Spendern gestiftet waren, sah sie darin eine freundliche Fügung von oben. Der Zuspruch ihres Bruders tat das Seine dazu, daß sie sich doch entschloß, nach Kaiserswerth zu kommen und die Arbeit zum 20. Oktober zu übernehmen.

Aber solange wollte Fliedner mit der Eröffnung des Krankenhauses nicht warten. Er hatte inzwischen zwei Hilfskräfte für die ersten Einrichtungsarbeiten gefunden: eine Düsseldorferin, die allerdings nicht die Absicht hatte, Diakonisse zu werden, und sein Kindermädchen Catharina Bube, die sich zur Kleinkinderlehrerin ausbilden lassen wollte. Beide waren bereit, zunächst auch in der Krankenpflege zu helfen und zogen am 13. Oktober 1836 in ihre Arbeitsstätte ein: „So begann das Diakonissenhaus ohne Diakonissen.“

Pünktlich — wie versprochen — traf am 20. Oktober Gertrud Reichardt ein. Mit dem rührend bescheidenen „Gehalt“ von 30 Talern im Jahr und freier Hauskleidung wurde sie als vorläufige Vorsteherin des Krankenhauses angestellt. Sie war damals 48 Jahre alt. Fliedner meinte, daß sie sich durch ihre Bildung und Erfahrung sehr zur Vorsteherin eignete. Doch darin täuschte er sich.

Es stellte sich bald heraus, daß sie die Gaben zur Leitung eines Krankenhauses und einer Schwesternschaft nicht besaß. Sie war in der Stille eines kleinen Haushalts aufgewachsen und war nicht imstande, den größeren Pflichtenkreis in einer schnell wachsenden Anstalt zu übersehen und auszufüllen. Nach ihrem eigenen Geständnis konnte sie niemandem etwas Unangenehmes sagen und

besaß nicht genug Energie zur Leitung des Personals und zur Beaufsichtigung der Kranken.

Fliedner hielt ihr das alles ganz offen vor, und sie war demütig genug, das einzusehen, obwohl die Erkenntnis, zur Vorsteherin nicht geeignet zu sein, anfangs „ihrem Fleisch und Blut“ schwer einging. Aber sie brachte diese Stimme des „alten Adam“ tapfer zum Schweigen. So ist sie in ihrer Bescheidenheit und Demut, in ihrer Treue und Selbstverleugnung trotz dieser Schwächen ein Vorbild für die übrigen Diakonissen geworden und trägt darum mit Recht den Ehrennamen der „ersten Diakonisse der Neuzeit“.

Auf der weiteren Suche nach einer Vorsteherin wandte sich Fliedner dann an Amalie Sieveking in Hamburg und forderte sie auf — ohne sie zu einem raschen Entschluß drängen zu wollen — nach Kaiserswerth zu kommen und sich den ihr zugeordneten Wirkungskreis anzusehen, von dem er schreibt, daß es hier gelte, „diejenigen weiblichen christlichen Kräfte in unserer evangelischen Kirche, welche bisher vereinzelt und ohne hinreichenden Wirkungskreis durch strafbare Nachlässigkeit von uns Männern geblieben waren, in einem Brennpunkt zu sammeln und für das Reich Gottes dienstbar zu machen“.

Er erhielt darauf zunächst wenigstens keine ganz ablehnende Antwort; auf eine zweite Anfrage jedoch, die etwas drängender war, lehnte sie entschieden ab, zu kommen: Sie fühle sich an ihre Vaterstadt gebunden. Fliedner solle sich „mit allem Fleiß“ nach einer anderen Persönlichkeit umsehen. Ihrer stark ausgeprägten selbständigen Persönlichkeit, die von Ecken und Kanten nicht frei war, wäre es auch sicherlich nicht leicht gefallen, sich Fliedners bestimmender Führernatur unterzuordnen und anzupassen.

Fliedner verstand ihre Gründe und respektierte sie. Es blieb für ihn also keine andere Lösung übrig, als daß seine Frau das Amt der Vorsteherin, das sie tatsächlich vom ersten Tage an geführt hatte, auch dem Namen nach zu übernehmen!

Inzwischen hatte das Krankenhaus seine Arbeit aufgenommen. Die beiden Helferinnen richteten unter Friederikes Leitung zunächst das untere Stockwerk für sich und einige Kranke ein.

Es fehlte dabei nicht an Spott und Hohn von katholischer Seite, besonders aus Düsseldorf. Man erklärte, weil die dortigen Schwestern kein Gelübde der Ehelosigkeit ablegten und auch nicht die andern Gelübde der Nonnen, würde die Sache in Nichts zerrinnen. Der Bürgermeister dachte ähnlich und schrieb im Anfang die Namen der eintretenden Probeschwestern gar nicht auf, weil er mit ihrem baldigen Abgang rechnete.

Zwei Jahrzehnte später schrieb Fliedner von seiner Frau: „Fünfzigmal des Tages lief sie zwischen dem Pastorat und dem Diakonissenhaus hin und her, zu raten, zu sorgen, Sachen zu bringen, Stuben und Betten einrichten zu helfen, den Kranken ein freundliches Wort zuzusprechen, die Probeschwestern anzuleiten usw., so daß selbst im Asyl Eifersucht darüber entstand, als ob wir über der neuen Anstalt die ältere vergäßen.“

Die Krankenpflegerinnen sollten nach kurzer Probezeit „engagiert“ werden und ein Taschengeld erhalten. Sie sollten dem Hause fest verbunden bleiben. Selbst ihre Altersversorgung war schon vorgesehen.

Die Pflege der meisten Kranken war schwer: Die Anstalt sollte ja eine „Samariterherberge“ sein, besonders für die verlassen und an ekelhaften Krankheiten (u. a. auch syphilitischen) leidenden Kranken. Aber Gott legte offensichtlich seinen Segen auf diese Arbeit. Eine katholische Frau, die ihr Pfarrer davon abhalten wollte, dieses Krankenhaus aufzusuchen, „weil ja die Ketzer nicht einmal an Gott glaubten“, sagte mehr als einmal: „Ihr glaubt gewiß an Gott, sonst könntet ihr mir nicht solche Liebe erweisen, die mir meine Glaubensgenossen nicht erwiesen haben“.

Nach Ablauf des ersten Anstaltsjahres erschien der erste Jahresbericht: 60 Kranke waren in 4638 Pflagetagen im Krankenhaus verpflegt — außerdem 28 in ihren eigenen Wohnungen. Fliedner schreibt dann an seine Freunde: „O kommt selbst, Ihr lieben Menschenfreunde, die Ihr Euch schon der Anstalt erbarmt habt, kommt, wenn es möglich ist, hierher und seht, wie gut es durch Eure Liebe so viele Kranke haben, die vorher im Elend verschmachtet, von Schmutz und Ungeziefer verzehrt.“ Und er setzt hinzu: „Wir bedürfen noch mehr Diakonissen, um sie Euch

in Krankheitsfällen auf Verlangen zuzusenden und für noch mehr Familien und Gemeinden nützlich zu machen.“ „Da wenden wir uns zuerst an Euch, liebe Schwestern, die zu solcher Zahl gehören, und bitten Euch: Kommt herüber und helft uns!“

Niemand wurde abgewiesen. Nur in einem legte sich Fliedner selbst eine Beschränkung auf: Das Krankenhaus durfte nicht beliebig groß werden, da es ja in erster Linie als Ausbildungsstätte für Pflegerinnen bestimmt war. In dieser Heranbildung geeigneter Pflegerinnen, die einen tüchtigen Stamm als Kern der Schwesternschaft bilden sollten, lag die größte Schwierigkeit.

Aber Fliedner entfaltete gerade hierin eine umfassende Werbetätigkeit und benutzte hierfür alle Beziehungen. Er war davon überzeugt, daß es genug solcher Kräfte gab, wenn man sie nur richtig zu begeistern verstand, wobei die Schwere dieser Selbstverleugnung erfordernden Arbeit nicht verschwiegen werden sollte.

Bei den hohen Ansprüchen, die Fliedner an Dienstwilligkeit und Selbstverleugnung stellte, machte er schon bald die Erfahrung, daß ein großer Teil der Bewerberinnen für diesen Dienst ungeeignet war: Von sieben Pflegerinnen, die bis Ende Oktober 1836 eingetreten waren, blieben nur drei als brauchbarer Stamm zurück, darunter Gertrud Reichardt. Die übrigen vier mußte er wieder ziehen lassen.

Auch in den nächsten Jahren erwies sich ein großer Teil der Eintretenden, die fast alle dem Mägdestand angehörten und oft nur nach Standeserhöhung trachteten, als ungeeignet. Im nächsten Jahresbericht warnt darum Fliedner vor dem Eintritt aus ungeistlichen Beweggründen: „Begehrt ihr, dabei auch euch selbst zu dienen, durch den Diakonissendienst beschwerlicheren Diensten zu entgehen, mehr Ehre vor Menschen zu erlangen, eine höhere irdische Stellung zu ersteigen, mehr Erdengüter zu sammeln, sei es Geld oder Kleidung oder einen bequemen Versorgungs-posten zu erhalten, dann bleibt, wo ihr seid. Ihr findet nicht, was ihr sucht!“

Es kamen dennoch nach wie vor ungeeignete Bewerberinnen, die wieder fortgeschickt werden mußten; aber Fliedner hatte nicht den Ehrgeiz, möglichst schnell eine möglichst große Zahl von Diakonissen zu sammeln, son-

dern er wollte lieber mit einer kleinen Schar anfangen, die wirklich das begriffen hatten, worauf es bei diesem Dienst ankam.

Wie ernst er mit einer jeden einzelnen seiner Mitarbeiterinnen gerungen hat, wie sehr er sich um das Verständnis ihres Innern mühte — er, zu dessen besonderen Gaben sein Verständnis für die Frauenseele, für die Fähigkeiten und Eigenheiten der Frau gehörte — wie er jeder Pflegerin mit Ernst und seelsorgerlicher Treue weiterzuhelfen suchte, das zeigt sein Pflegerinnenbuch mit seinen gewissenhaften Aufzeichnungen über das ganze Personal der Anstalt des ersten Jahrfünfts, das aus alten Papierresten zusammengeheftet war.

Keine Kleinigkeit entging ihm, aber er belastete sich nicht damit. Er ging seelisch nicht mehr, als ihm nötig erschien, auf die Frauen ein. So behielt er Zeit und Kraft für die Fülle der Aufgaben, die ihm täglich immer neu gestellt wurden.

Haus- und Lebensordnung

Der ganze Tagesablauf, besonders der Dienst an den Kranken, war vom ersten Tage an streng geregelt: Fliedner sorgte als Mann der Ordnung dafür, daß seine Mitarbeiterinnen gleich bei ihrem Eintritt in eine festgefügte Lebensordnung hineinkamen, an der er unablässig weitergearbeitet hat. Im Lauf des Jahres 1839 gab er dieser Hausordnung, an der er ständig feilte und sich dazu mit vielen besprach, die vorläufig gültige Fassung.

Diese „Hausordnung und Dienstanweisung für die Diakonissen“ mit ihren 48 Paragraphen ist die grundlegende Urkunde für Fliedners Auffassung des Diakonissenberufs. Künftig hatte sich jede Kaiserswerther Schwester durch Unterschrift darauf zu verpflichten. Fliedner ließ jede Abschrift durch Kranke anfertigen, die auf diese Weise nützlich beschäftigt wurden. Eine Veröffentlichung durch den Druck schob er absichtlich hinaus, um die Möglichkeiten zu ständigen Verbesserungen zu behalten.

Die Probezeit konnte bis auf ein Jahr verlängert werden. Die obere Grenze des Eintrittsalters war 40 Jahre. Die Verpflichtung galt für fünf Jahre. Das sollte kein

„Gelübde“ sein, wie Fliedner unablässig betonte. Aber das für fünf Jahre gegebene Wort sei eine Schutzwehr für das Herz gegen die Versuchung zum leichtfertigen Verlassen des Berufs. Nur besondere, von der Direktion als triftig anerkannte Gründe (z. B. Heirat) konnten einen vorzeitigen Austritt oder eine Entlassung rechtfertigen. Als jährliche Vergütung gab es ein Taschengeld von 25 Talern, von Fliedner als „Gehalt“ bezeichnet.

Er wollte keine überspannte Frömmigkeit, aber auch keine Neigung zur Schwermut und zum Trübsinn, sondern „Freundlichkeit, Gütigkeit und ein liebeiches Wesen“. „Neigung zum Trübsinn kann bei jemand so tief im Temperament liegen, daß er mit allem ernstlichen Kämpfen dagegen nicht die Freundlichkeit erlangt, die zur Krankenpflege nötig ist, wobei er dennoch ein sehr guter Christ zu sein vermag.“

Der Briefwechsel sollte eingeschränkt werden, damit nichts aus dem Anstaltsleben herausgetragen wurde. An einer Heirat wollte Fliedner keine Diakonisse hindern, wollte es ihr andererseits aber auch absichtlich nicht zu leicht machen, sich zu verheiraten.

Auf eins legte Fliedner und seine Frau großes Gewicht, daß in dem Verkehr der jungen Schwestern mit den männlichen Kranken und den Männern überhaupt alles ordentlich und ehrbar zugehen sollte. Es war ja ein Durchbrechen der damaligen Sitte, daß ehrbare Frauen sich aus freiem Entschluß der Pflege des anderen Geschlechts widmeten. Daß dabei die Sitte und das weibliche Zartgefühl nicht Schaden leide, darauf wurde besonders geachtet.

Darum wurde von vornherein für die männlichen Kranken ein Hilfswärter angestellt. Durch Vermittlung des westfälischen Pfarrers Volkening gewann er dafür den treuen Heinrich Ostermann, ein echtes Kind des Ravensberger Landes, der bald im ganzen Hause unentbehrlich wurde. Neben der Gabe der geschickten Krankenpflege hatte er die Gabe urwüchsiger seelsorgerlicher Einwirkung auf seine Schutzbefohlenen. Mit manchem Handwerksburschen, der in Kaiserswerth umsonst behandelt wurde, ist er beim Abschied im Kalkumer Wald — wo später die nächste Eisenbahnstation hinkam — niedergekniet und hat um Gottes segnendes Geleit gebeten.

Zur Teilnahme an den Anstaltsfesten war der unermüdliche Mann nur selten zu bewegen: „Ich muß bei meinen Kranken bleiben“, war dann stets die abwehrende Antwort auf solche Aufforderungen. In der „schlichten Wärterjacke ein Priester des Herrn“ — mit diesem Wort der Anerkennung nahm die Anstaltsgemeinde in Dankbarkeit nach 18jähriger Tätigkeit von ihm letzten Abschied.

Im Interesse einer gut geleiteten Anstalt standen die Paragraphen über das Verhältnis zum Arzt an erster Stelle: Seinen Vorschriften in bezug auf alle leibliche Pflege war pünktlicher Gehorsam zu leisten. Für alle damit zusammenhängenden Arbeiten gab Fliedner der Pflegerin die Regel: „Alles suche sie ohne Geräusch und Gepolter zu verrichten, denn die Liebe geht auf Socken.“ Um jeden Versuch einer Quacksalberei zu unterbinden und um das Vertrauensverhältnis zwischen Arzt und Patient nicht zu zerstören, war es den Pflegerinnen streng verboten, von sich aus irgendwelche Hausmittel zu verabfolgen.

An der Seelsorge aber wurden die Diakonissen beteiligt: Sie sollten den Kranken aus der Heiligen Schrift und aus Erbauungsbüchern vorlesen, mit ihnen beten und „auf Verlangen“ dem Pfarrer über ihren Seelenzustand berichten. „Sie müssen ihre Pfleglinge stets als solche behandeln, die durch ihr Kreuz in die Schule des Herrn gesetzt sind, um seine Friedensgedanken mit ihren Seelen zu lernen, und müssen als seine Mitarbeiterinnen sie dieselben verstehen lehren.“ Darum sollen sie vor allem „christliches Ergeben und Ruhen in Gottes Willen zu fördern suchen“, sich aber vor frommer Redseligkeit hüten.

Fliedner nahm diese seelsorgerliche Arbeit seiner Diakonissen so ernst, daß er ihnen von Anfang an „Unterricht in der geistlichen Pflege der Kranken“ mehrmals wöchentlich in abendlichen „Konferenzen“ selbst erteilte. Auf jeder Krankenstube mußte eine ganze Bibel, ein Gesangbuch an einer bestimmten Stelle zu finden sein. „Ohne Neugierde und ohne beichtväterlichen Ton“ sollte die Diakonisse ein religiöses Gespräch mit den evangelischen Kranken anzuknüpfen suchen und sich dabei nach dem Bildungsstand und der seelischen Verfassung des Patienten richten.

Durch fleißiges Bibellesen und Auswendiglernen der

Kernlieder des Gesangbuches sollte sie in der Lage sein, „aus dem reichen Vorrat für die verschiedenen Bedürfnisse der Kranken immer die passendsten Sprüche, Lieder und Gebete hervorholen zu können“.

Alles, was sie an Erbauungsschriften vorlasen, mußten sie selber vorher gelesen haben, um auf Fragen und Einwände eingehen zu können. Das galt auch für die tägliche Hausandacht auf den Stationen. Lagen auf einer Stube ausschließlich katholische Kranke, so wurde ihnen nur, wenn sie es wünschten, aus einer katholischen Ausgabe des Neuen Testaments vorgelesen, um auch jeden Schein einer Proselytenmacherei zu vermeiden.

Der Abschnitt über das Verhältnis der Diakonissen untereinander ging von dem Leitsatz aus: „Sämtliche Diakonissen der Anstalt bilden eine Familie, in der sie als Schwestern durch das Band herzlicher Liebe für den einen großen Zweck ihres Hierseins vereinigt leben.“ Damit gab ihnen Fliedner den Schwesternnamen.

Um jeden Zwist gleich im Keim zu ersticken, hielt er streng darauf, daß sich die Schwestern sofort wieder versöhnten, wenn ein Streitfall vorgekommen war. Hartnäckig Unversöhnliche konnten unmöglich Dienerinnen Christi und Pflegerinnen der Leidenden in Liebe sein. — Jede hatte ihr Zimmer allein zu besorgen: Wer dienen wollte, durfte sich nicht bedienen lassen.

Die Regeln für die Pflege des inneren Lebens und der Gemeinschaft der Diakonissen zeigten an einigen Punkten eine auffallende Verwandtschaft mit der Gedankenwelt Tersteegens, der am Niederrhein in der Erweckungsbewegung wieder zu Ehren gekommen war.

In seiner Hausordnung entwarf Fliedner eine alle Stunden ausfüllende Regelung des Tagesablaufes. Aus Fürsorge für die Gesundheit der Schwestern legte er großen Wert darauf, daß die Mittagsstunde von 1–2 Uhr zu einem Spaziergang oder zur Arbeit im Garten benutzt wurde.

Schließlich schuf er die besondere Diakonissentracht, die schön und würdig zugleich war, wie sie dem Geist des ganzen Werkes angemessen war. Es war die Tracht der Bürgersfrau des Biedermeier, wie auch Fliedners Frau sie trug.

Bei auswärtigen Schwestern legte er größten Wert auf

eine feste Verbindung mit dem Mutterhaus: Wenigstens alle Vierteljahre sollte sie Bericht über ihre Arbeit erstatten. Er versuchte, sie durch seine Verträge vor Überanstrengung und Ausnützung ihrer Arbeitskraft zu schützen.

Soweit als möglich lebte Fliedner und seine Frau mit den Schwestern. Für die häufigen Besprechungen, die vor der Abendandacht mit allen gemeinsam gehalten wurden, hatte er sich gewöhnlich einige Punkte notiert, die immer wieder, aber stets in neuer lebendiger Weise erörtert wurden. Nicht von außen, sondern von innen heraus sollte sich das dienstliche und gemeinschaftliche Leben gestalten.

Pfarrfrau, Mutter und Vorsteherin

Dreimal hat Fliedner den Versuch gemacht, eine geeignete Vorsteherin zu finden. Nun mußte Friederike dieses Amt übernehmen — „vorläufig“ —, da er keine andere fand. Das ging nicht ohne Schwierigkeiten. In der Stadt fragte man: Wer gibt denn im Krankenhaus das alles an? Der Anstaltsarzt antwortete etwas gereizt: Die kluge Frau Pastorin! Dabei machte sie gar nichts aus sich. Der Entschluß Vorsteherin zu werden, kam nicht aus ihrem Ehrgeiz, sondern aus ihrer Verantwortung und ist ihr sehr schwer geworden. Denn „daneben“ war sie ja noch Pfarrfrau und Mutter — und das bei den häufigen Reisen Fliedners im Dienste der Anstalt!

Auch hier setzte sie sich wie immer ganz ein. Wie es ihr eine Freude war, Kranke zu pflegen, so ging sie den Pflegerinnen in allen schweren Arbeiten, die Selbstüberwindung kosteten, voran. Der an Typhus erkrankten späteren Probemeisterin Anna Müller, die zwischen Tod und Leben krank lag, hat die vielbeschäftigte Frau Pastorin selbst das Haar gemacht und sich ihrer in der schweren Krankheit angenommen.

Und neben der leiblichen Fürsorge nimmt sie sich auch der Seelen herzlich an und begegnet den Schwierigen und Verkehrten unter den Pflegerinnen wie den Hilfesuchenden mit ruhigem Gleichmut und mit Geduld, was ihr, die von Natur aus temperamentvoll und heftig war, sicher nicht immer leicht gefallen ist, sondern ihr viel Selbstüberwindung gekostet hat.

Der Segen, der sichtlich auf ihrer vielseitigen Tätigkeit lag, gab Fliedner die Gewißheit, daß seine Frau am richtigen Platz stand. Sie selbst wußte, daß es ein „köstliches Amt“ war, obwohl sie unter der Arbeitslast oft zusammenzubrechen drohte: „Die Anstalt liegt auf mir wie ein schwerer Zentner. O die Kreuzesbalken des Diakonissenhauses sind hart und bitter.“ „Aber du, Herr, wirst helfen und hast geholfen bis hierher“ — das blieb ihre Gewißheit und ihr Trost und bewahrte sie vor dem Verzagen. „Was will ich denn anderes tun als mich in Gottes Willen ergeben, auch unter diesen schweren Verhältnissen?“ Mitunter zählte die eigene große Familie, die sie zu versorgen hatte, sechs Erwachsene und neun Kinder.

Alles mußte restlos von Fliedner und seiner Frau geordnet werden, was an völlig neuen Einrichtungen, die ohne Vorbild waren, geschaffen wurde. Immer wieder mußten beide die große Richtung angeben und Rat in tausend Einzeldingen. Täglich, ja fast stündlich, war über den Fortgang der Arbeit zu beraten.

Noch größer wurde die Arbeitslast, als immer mehr auswärtige Arbeitsfelder übernommen wurden: Elberfeld, Frankfurt, Kreuznach, Saarbrücken u. a. Die allgemeine Verwahrlosung und Unkenntnis auf dem Gebiet einer geordneten Krankenpflege in der damaligen Zeit machten den ganz persönlichen Einsatz der Vorsteherin notwendig.

Immer wieder mußte sie darum ihre Mutterpflichten zurückstellen, ob auch ihr Gewissen „bellte“, wenn sie hörte, wie die Kinder wiederholt fragten: „Wann kommt Mutter wieder?“ Schließlich legte Friederike schweren Herzens ihre Aufgabe als Hausfrau und Mutter in andere Hände, weil kein Ersatz für sie in ihrer Mitarbeit in der Anstalt trotz alles Suchens zu finden war.

Es wurde ihr nicht leicht, sich von ihren Kindern zu trennen, um zwei Schwestern nach Frankfurt am Main zu begleiten. Noch schwerer wurde es ihr, sich von ihrem kaum fünf Monate alten Georg, dem Stammhalter der Familie, loszureißen, um die damals lange und beschwerliche Reise nach Württemberg anzutreten und auch dort zwei Schwestern in ihre neue Arbeit einzuweisen. Sehr angegriffen durch die Vorbereitungen lag sie am Tage der Einweihung mit rheumatischem Fieber zu Bett.

Besonders schwer aber fiel es ihr, als sie in ihrem letzten Lebensjahr ihren kaum vom Typhus genesenen Mann und ihre noch nicht wiederhergestellten Kinder verlassen mußte, um die seit langem geplante Übernahme der Hospitäler in Kreuznach und Saarbrücken endlich durchzuführen.

Mit den für die beiden Krankenhäuser bestimmten Diakonissen fuhr sie im Oktober 1841 auf dem Dampfschiff den Rhein hinauf. Am andern Abend kamen sie in *Kreuznach* an. Das Haus war völlig verwahrlost. Das Anstaltspersonal hat die Pfleglinge mehr oder minder sich selbst überlassen. So führte Friederike tagsüber alle notwendigen Verhandlungen mit dem Oberbürgermeister, dem Pfarrer, dem Arzt, dem Verwalter und wies die beiden Schwestern in ihre Arbeit ein.

Dann machte sie sich noch in der gleichen Nacht um drei Uhr mit den beiden andern Pflegerinnen in der Postkutsche auf den weiten Weg nach *Saarbrücken*. Während sie bisher in der vielen Unruhe alles Denken an die Kinder zurückstellen mußte, kommt es nun mit Macht über sie: Es ist ihr sehr hart, daß sie nicht bei ihnen sein darf. Sehr müde kommt sie abends in Saarbrücken an, wo sie Nachricht vorzufinden hofft.

Es bedarf ihres ganzen Einsatzes, um hier einen neuen Anfang zu machen: „Der Ekel bemächtigte sich meiner oft, daß ich nach dem Fenster laufen mußte. Eine Beschreibung dieses Schmutzes und Schmiers und der Läuse will ich nicht geben. Doch Diebsherbergen können nicht furchtbarer sein. Seit drei Jahren ist eine Frau hier, die noch nicht von den Läusen gereinigt ist. Drei Ärzte laufen im Spital herum, gewiß nicht zu oft; gestern fanden sie sich ein.

Einen Säufer haben sie im Spital, der hat sich den Hals fast abgeschnitten — den schlägt die Kommission zum Wärter vor. Ich weigerte mich vor solchem Subjekt. Das meiste Bettzeug muß mit Gabeln und Zangen nach dem Stall geschleppt werden. Ich habe dem Bergrat erklärt, wenn diese innere Verwüstung nicht ganz behoben würde, dann wäre der Pflegerinnen Bleiben nicht hier. Denn wir ließen diese Leute sich nicht totarbeiten ohne Frucht . . .“

Da die Schwestern angesichts der sich vor ihnen auftürmenden Schwierigkeiten völlig mutlos geworden sind,

blieb sie noch einige Tage dort, um nach Möglichkeit alles zu ordnen und harrte noch bis zum Ende der Woche aus, obwohl es sie mit Macht nach Hause zog: „Meine fünf Kinder laufen vor meinen Augen herum. Auch du, mein lieber Fliedner, beschäftigtest mich, daß ich mich sehr nach dir sehnte. Die Gnade schenkte mir der Herr, daß ich deine Abwesenheit von Haus auch unter schwierigen Verhältnissen ertragen lernte — so ist es aber nicht mit mir in der Fremde. Der Herr möge mein Herz stärken . . .“

Fliedner schreibt ihr, daß der Zustand von Simonette sich verschlimmert habe — sie möge ihre Rückreise beschleunigen. Am gleichen Tage noch geht es mit ihr zu Ende. Dabei ist sie noch krank: „Ich hatte wieder Fieber . . . Ich schreibe unter Tränen, doch mit der Bitte zum Herrn, mein Herz zu stillen vor ihm. Möge er euch behüten und bewahren . . .“

Trotz aller mütterlichen Sorge um ihre typhuskranken Kinder hat sie sieben Tage in Saarbrücken ausgehalten. Fliedner ist seiner Frau bis Kreuznach entgegengefahren und erwartet sie wie auf glühenden Kohlen, da ihre Rückkehr sich verspätet. Als sie beide endlich nach Hause kommen, können sie ihr Kind nur noch zur letzten Ruhe bestatten.

Einst hatte dieses die Mutter gefragt: „Sterbe ich nicht bald, damit ich in den schönen Himmel komme?“ Da hat die Mutter gebetet: Der Herr erhalte ihr ihre Freude und bringe sie in seinen seligen Himmel zu allen Frommen und uns mit. Im kleinen Gartenhaus ist die Leiche des neunjährigen Kindes aufgebahrt. Am Wege dorthin sind Rosen gepflanzt, die jetzt im November grau und kahl dastehen: „So wird es sein bei der Auferstehung — wer denkt jetzt, daß an diesen Sträuchern so herrliche Blumen wachsen können. Laßt uns getrost das liebe Kind zum Gottesacker bringen.“

Sie ist gefaßt und still, aber so elend, daß sie nur vom Fenster des Pfarrhauses aus den Leichenzug mit ihren Augen begleiten kann. Als sie dann an das Bett ihrer anderen Tochter Hanna tritt, wird es ihr gewiß, daß sie auch dieses Kind abgeben muß. Bald folgt sie ihrer Schwester Simonette, die im Leben so besonders an ihr hing.

Die Mutter, die nun sechs Kinder verloren hat, ist seit

jenem Tage in ihrer Kraft gebrochen. Bei aller Gewißheit, daß „des Herrn Wille gerecht, heilig und gut ist“, ist sie doch voller Schmerz im Andenken an den Verlust ihrer Kinder: „Ich gönne ihnen all ihr Glück, weiß ich sie doch in ihres Heilandes Arm. Aber ich fühle, mein Herz wird der kleinen Schar nachweinen, bis mich der Herr mit ihnen allen vereinigen wird.“

Das ist dann auch sehr bald geschehen. Sehr still und ernst geht Friederike das letzte Stück ihres Weges und tut noch ein Werk der Liebe: Sie führt ihren drei Kindern zwei Waisen aus der Gemeinde zu mit den Worten: „Hier schickt euch der liebe Gott zwei neue Schwesterchen.“ Dann legte sie die beiden in die Bettchen ihrer verstorbenen Kinder.

Wenige Wochen später hört ihr Herz auf zu schlagen: Sie stirbt am 22. April 1842 an den Folgen einer zu frühen Entbindung. Zwei Tage vorher, am Landesbuß- und Bettag hat Fliedner über die Selbstverleugnung gepredigt. Friederike, die schwach und elend in den Kissen liegt, läßt sich davon berichten: „Ja, Selbstverleugnung, das ist das eine, was not tut“, sagt sie darauf.

Einen Monat vorher hatte sie noch geschrieben: „Der Herr hat Trost für alles, aber doch weint mein Herz beständig um meine lieblichen Kinder. Der Herr wolle es mir doch täglich fühlbar machen, daß er alles recht macht.“ „Von Eurer Mutter“ – konnte Fliedner später seinen Kindern sagen – „konnte man lernen, was es heißt: ‚Laß den Armen finden dein Herz.‘“

Die damals sieben Jahre alte Wilhelmine („Mina“) Fliedner berichtet in ihren Erinnerungen: „Während Vater ihr die Hand hielt, sagte Mutter drei Verse aus dem Lied: „Sollt ich meinem Gott nicht singen.“ Bei dem Wort: „Alles Ding währt seine Zeit“, gab sie ihren Geist auf. Vater drückte ihr die Augen zu. Es war an einem Freitagnachmittag . . . Vater führte Luise und mich zu ihr. Das tote Kindlein lag zugedeckt ihr im Arm. Auf ihrem Schreibtisch fand man einen Zettel, auf den sie geschrieben hatte: „Wenn der Wellen Macht in der trüben Nacht will des Herzens Schifflein decken, wollst du deine Hand ausstrecken. Habe auf mich acht, Hüter in der Nacht.“

Elf Kinder hat sie in den 14 Jahren ihrer Ehe getragen

— davon waren drei tot — und eine Fehlgeburt. Nur drei sind am Leben geblieben. Auf dem alten evangelischen Gemeindefriedhof in Kaiserswerth liegt ihr Grab, das die Inschrift trägt: Hier ruht Friederike Fliedner geb. Münster
erste Vorsteherin der Diakonissen
mit sieben Kindern

geboren 25. Januar 1800, gestorben 22. April 1842.
Christus ist mein Leben, und Sterben ist mein Gewinn.

Die zweite Diakonissenmutter, Karoline Fliedner geb. Bertheau

Bald nach dem Tode Friederikes war sich Fliedner klar, daß er seinen Kindern, seinen Diakonissen und seiner Gemeinde wieder eine Mutter geben mußte. Vor allem suchte er unablässig nach einer Vorsteherin für das Mutterhaus, dazu auch noch eine Vorsteherin für die künftige Diakonissenanstalt in Berlin. Dabei fand er die, welche in Kaiserswerth die Diakonissenmutter werden sollte.

Es ging ihm so, wie er später einmal im Blick auf seine beiden Ehen gesagt hat: „Zweimal habe ich, da ich für den Herrn suchte, für mich das Beste gefunden.“ Vor 15 Jahren hatte er die erste christliche Aufseherin für ein Gefängnis gesucht und Friederike Münster als Lebensgefährtin und Mitarbeiterin gefunden.

Jetzt war es die Oberaufseherin für die weibliche chirurgische Station im Hamburger Allgemeinen Krankenhaus Karoline Bertheau, die er aufsuchte, um sie für Berlin zu werben und ihr kurz entschlossen die Doppelfrage vorlegte, ob er sie dem König als Vorsteherin des geplanten Hauses in Vorschlag bringen dürfe *oder* ob sie seine Frau werden wolle.

Von der völlig Überraschten, die sich Bedenkzeit ausbat, schreibt Fliedner an Vater Münster: „Am Montag, dem 27. Februar, erhielt ich das Jawort, und schon den Tag darauf reiste ich nach Berlin ab, so daß Sie sehen, daß ich der Liebe nicht zuviel Zeit geopfert habe.“

Für Karoline war dieser erste schnelle Abschied gleich nach der Entscheidung über ihre Zukunft eine Vorahnung der rastlosen Tätigkeit, die ihrer an der Seite dieses rastlosen Mannes wartete.

Am 8. Mai sollte die Hochzeit sein. Aber eine heftige Grippe hielt Fliedner noch länger in Kaiserswerth fest, so daß die Trauung erst am 29. Mai 1843 stattfinden konnte. Am Nachmittag fuhren beide nach Wandsbek hinaus, wo sie am Denkmal von Matthias Claudius und in einem Gasthausgarten einige schöne stille Stunden verlebten. Das war die einzige Erholung, die er sich und seiner Frau gönnte.

An eine Hochzeitsreise war nicht zu denken — sie wurde durch eine Dienstreise ersetzt, auf der Fliedner mit ihr einige Stationen besuchte; so gewann sie auf dieser ersten gemeinsamen Reise einen Überblick über die bisherige Ausdehnung des Kaiserswerther Werkes. Das war die beste Einführung in ihr künftiges Arbeitsfeld, auf der sie gleich einen richtigen Eindruck von Fliedners Arbeitseifer erhielt.

In Kaiserswerth, bei der Gemeinde wie in der Anstalt, war es eine große Freude, als in das verwaiste Pfarrhaus wieder eine Pfarrfrau einzog. Das Mutterhaus war nun nicht länger mutterlos. Die viel ältere Gertrud Reichardt soll die erste gewesen sein, welche diese Anrede „Mutter“ gebrauchte. Auch die Schwesternschaft kam ihr mit Vertrauen entgegen.

An Arbeit hat es ihr von Anfang an nicht gefehlt.

Karoline, die hugenottischer Abstammung ist, hängt mit großer leidenschaftlicher Liebe an Mann und den Kindern, die ihr gegeben werden: Sieben bleiben am Leben. Bis auf ein Mädchen sind es lauter Knaben. Dazu kommen die drei Kinder aus erster Ehe.

Fliedner ist in der kommenden Zeit viel unterwegs. In das Jahrzehnt von 1847—1857 fallen zwanzig Reisen nach Berlin und eine ganze Menge anderer Reisen: Nordamerika, zwei Englandreisen, zwei Orientreisen: Von der zweiten kehrt er als todkranker Mann zu der sich nach ihm verzehrenden Frau zurück. Während seiner Abwesenheit ist ihr die ganze Verantwortung für die Anstaltsleitung auferlegt. Sie trifft mit erstaunlicher Ruhe und Umsicht ihre Anordnungen.

Immer wieder aber scheint es, als ob die Aufwendungen für all die Erweiterungen der Anstalt in der folgenden Zeit die vorhandenen Mittel weit überstiegen. Eine

Teuerung aller Lebensmittel und -kosten kam noch hinzu, besonders in den Jahren 1847ff.

So gab es eines Tages wieder einmal große Bedrängnis, unter der Karoline Fliedner, sein „Finanzminister“, verzagen wollte. Als sie ihm den Stoß Rechnungen vorlegte, die um Neujahr 1854 zu bezahlen waren, nahm er ihr die Papiere mit einem kurzen Trostwort aus der Hand und legte sie auf seinen Schreibtisch neben die Bibel. Im tiefsten hat Fliedner die Sorge um das nötige Geld wenig angefochten, jedenfalls nicht so viel, daß sie ihm den Schlaf gestört hätte.

Das aber war bei Karoline der Fall. Durch Arbeitsüberlastung leidet sie immer mehr an Schlaflosigkeit — ihr Körper ist durch Geburten ohnehin stark in Anspruch genommen: „Am Tage bei der vielen Arbeit geht es mir gut. Am Abend aber, wenn ich dann übermüdet und mit aufgeregten Nerven zu Bett gehe, dann liege ich schlaflos und habe viel und große Qual.“ „Sechs durchwachte Stunden von 11 bis 5 Uhr liegen hinter mir . . . O warum muß ich so viel schwerere Wege gehen als du? Ich habe auch wie Jakob mit Gebet und Tränen gerungen. Von mir läßt sich der Herr aber nicht überwinden. Jesus selbst ist mir allein ein Trost. . . ich hoffe, der Herr macht mir solche Schmerzen, um es in mir fertigzubringen, daß Er meine Passion werde. O wie fern bin ich noch davon!“

In solchen Stunden ringt sie um ihre Berufung zu ihrem Amt: „Ich muß mich und dich hingeben für eine Sache, für die mir Gott keine natürliche Neigung gegeben hat, wie ich dir schon öfter sagte, daß ich durchaus gegen alle Neigung ins Hamburger Krankenhaus ging.“ „Gott hat mich berufen, wider alle natürliche Neigung das Diakonissenwerk zu treiben. Ich mag nicht mehr deine Gehilfin sein.“

Dann aber wird sie von Reue über das Geschriebene erfaßt, das doch nur eine Seite ihres Wesens zum Ausdruck bringt, und sie sendet dem ersten Brief gleich einen zweiten nach, der das Gegenteil besagt: „Ach, ich möchte gern noch ferner deine Gehilfin sein, und zwar besser als bisher. O daß es dem Herrn gefiele, mich dazu mit seiner Kraft zu stärken.“

Und dann ringt sie sich schließlich zu einem vollen

„Ja“ gegenüber ihrem Auftrag hindurch: „Ich bleibe dabei, dich herzlich zu lieben und will mein Leben nicht lieben bis an den Tod. Es wird mir immer gewisser, daß der Herr dich und mich berufen hat, für das Diakonissenwerk das Leben zu lassen, und ich bin ganz willig dazu. Auch bin ich fröhlich und kann andere ermuntern.“

Ihre Kinder sind in den Zeiten der langen und wiederholten Abwesenheit ihres Mannes ihre Freude: „Unsere lieben Kinder sind alle recht gesund und machen mir den ganzen Tag viel Freude. Auch des Nachts freue ich mich, wenn eins ruft und ich helfen kann.“

Als er am Tage vor seinem Heimgang seine Familie um sich versammelte, um jeden einzelnen zum letzten Abschied zu segnen, gilt ihr sein besonderer Segen, mit der er durch 21 reiche, aber auch schwere Jahre als Lebensgefährtin und Mitarbeiterin verbunden war: „Und du, mein liebes Kind, die du so treu die Arbeit und die Freude und die Last mit mir geteilt hast und durch die soviel Segen der Herr mir beschert hat – sein Segen komme über dich wie ein Strom, sein Friede wie Meereswellen . . . Der Herr selbst wird dir zeigen, wie lange du so arbeiten sollst . . . der Herr hat es mir ausdrücklich gezeigt, daß du es tun sollst. Laß nicht außer acht diese Gaben, Anstaltsmutter zu sein. Schon jetzt danken dir Tausende, und die Kirche Christi wird es dereinst noch mehr tun als bisher.“

An der Seite ihres Schwiegersohnes Disselhoff, den Fliedner zu seinem Nachfolger bestimmt und darin eingewiesen hat, war Karoline noch weitere 19 Jahre die Vorsteherin der Diakonissenanstalt. Als sie im Alter von 72 Jahren ihr Amt in die Hände ihrer Tochter Mina legte, zählt das Werk 650 Schwestern, die auf 190 Arbeitsfeldern im In- und Ausland eingesetzt waren.

Am Karfreitag 1892 ist sie im Alter von 81 Jahren heimgegangen. An ihrem Sarge sagte der Präses der rheinischen Kirche: „Wir bringen eine heilige Frau zu Grabe; eine heilige Frau, nicht aus Verdienst, sondern aus Gnade, nicht durch sich selbst, sondern durch Christus.“

Wachstum der Mutterhausdiakonie

Fliedner hat das Diakonissenamt der Kirche neu gestaltet und dafür die Form der Mutterhausdiakonie geschaf-

fen. Das Mutterhaus war der Mittelpunkt des Ganzen, die Heimat der Schwestern, wo sie ihre Ausbildung empfangen und mit mütterlicher Fürsorge betreut wurden. Von hier wurden sie in ihren Dienst ausgesandt und kehrten bei Versetzungen immer wieder hierher zurück.

Im Mutterhaus als Arbeitsgemeinschaft eröffnet er, seiner Zeit darin weit voraus, der unverheirateten Frau ungeahnte Wirkungsmöglichkeiten und gibt damit ihrem Leben neuen Inhalt. Er macht sie frei zum Dienst, indem er ihr im Mutterhaus eine Lebensgemeinschaft bietet, die ihr die Geborgenheit der Familie schenkt und zugleich ihre äußere und innere Selbständigkeit fördert.

Er gestaltet das Mutterhaus als evangelische Glaubensgemeinschaft, in der alle unter der Macht und Zucht des Wortes Gottes und in der Kraft des Gebets sich immer aufs neue zurüsten lassen können zum Dienst der Nächstenliebe. In der Gewißheit seiner Berufung hat er die Alte und die Neue Welt durchzogen und unermüdlich bis zur letzten Stunde durch Wort und Tat für diese Frauen-*diakonie* geworben.

Im Dienst an den Kranken lag von Beginn an der Schwerpunkt der Arbeit. *Krankenpflege* sollte die erste Aufgabe der Diakonissen sein. Die in die „Bildungsanstalt für evangelische Pflegerinnen“ eintretenden Pflegerinnen erhalten einen gründlichen theoretischen und praktischen Unterricht in der Krankenpflege — sowohl in der leiblichen Pflege wie in der Seelsorge.

Bereits im Januar 1839 übernehmen zwei Diakonissen als ausgebildete Krankenpflegerinnen das erste auswärtige Krankenhaus, das Bürgerhospital in Elberfeld, im Oktober 1839 das Versorgungshaus in Frankfurt am Main und damit den Dienst an verletzten Armen und unversorgten Alten. Dann werden Diakonissen ausgesandt nach Kirchheim in Württemberg, in das Krankenhaus zu Kreuznach und das Bürgerhospital in Saarbrücken.

Die größte Außenstation aber war die Charité in Berlin, wo der König an der Wirksamkeit der Diakonissen persönlichen Anteil nahm, und wo die schwere Arbeit an den syphilitischen Prostituierten begonnen wurde. Außerdem wurde die Irrenpflege in der Provinzialirrenanstalt in Marsberg übernommen.

Das zweite große Arbeitsgebiet war die *Gemeindepflege* durch Diakonissen. Auf den Ruf des Pfarrers Voikening, von dem die Minden=Ravensberger Erweckungsbewegung ausging, wurde die erste Gemeindediakonisse in die große Landgemeinde Jöllenberg entsandt.

Gleichzeitig wies Fliedner der *Lehr- und Erziehungsdiaconie* neue Wege. In demselben Oktober 1836, in dem die erste Krankendiakonisse, Gertrud Reichardt, ihr Amt antritt, hat er die erste „Kinderdiakonisse“ aufgenommen, um sie als Lehrerin für Kleinkinderschulen vorzubereiten. Damit hat er den Grund für das evangelische *Lehrerinnen-seminar* in Kaiserswerth gelegt, das dann einige besonders gut veranlagte junge Mädchen für das Lehramt an Volksschulen und den sog. „Industrieschulen“ — den Vorläufern der heutigen gewerblichen Mädchenberufsschulen — ausbildet und dann später zu dem Kaiserswerther „Evangelischen Lehrerinnenseminar für Kleinkinder-, Elementar-, Industrie- und höhere Töchterschulen und für Gouvernanten“ erweitert wird.

Bei alledem ist er ein ausgezeichnete Wirtschaftsmann, der seine Anstalten und Bauten zu finanzieren und zu verwalten weiß. Neben seiner bemerkenswerten Sachkenntnis auf den verschiedensten Gebieten — er entwickelt selbst die Lehrpläne und gewinnt auch auf die neu entstehenden staatlichen Seminare Einfluß — ist er von einem außerordentlichen Organisationstalent, einer starken Willenskraft und einem unermüdlichen Fleiß, der sich zu diesem Werk gerufen weiß und für alles eine biblische Begründung hat.

Auf dem Gebiet der Kranken- und Gemeindepflege erlebte Fliedner die stärksten Fortschritte seines Werkes. Noch mehr als an der Besetzung von Pflegerinnenstellen an Krankenhäusern war ihm an Stationen gelegen, aus denen zugleich neue Mutterhäuser erwachsen sollten. Das geschah in der Heimat in Breslau, Königsberg, Dresden, Berlin, Ludwigslust, Karlsruhe und Stettin und im Ausland in Paris, Straßburg, Pittsburg, Stockholm, St. Loup und Basel.

Hand in Hand mit diesem äußeren Aufbau der Kaiserswerther Arbeit ging die Arbeit am inneren Aufbau. Jetzt erst wurde der Begriff des Mutterhauses recht eigentlich

der beherrschende für die Diakonissenanstalt. Es wurde zur äußeren und inneren Heimat der Schwestern.

Wichtig wurde jede Pflege des Gemeinschaftslebens: die feierliche Einsegnung bei der Aufnahme ins Diakonissenamt nach Ablauf der Probezeit und der Verpflichtung für fünf Jahre; der Diakonissenschein, von Fliedner und seiner Frau unterschrieben (auf jeden Schein schrieb Fliedner den Wahlspruch seines Lebens, den sich seine Schwestern zu eigen machen sollten: „Er muß wachsen, ich aber muß abnehmen“ [Joh. 3, 30]), die Bibellesetafel, das Diakonissenliederbuch, der Stationskalender, die Hausordnung vor allem.

Dann wurde auf Fliedners Anregung als Zeichen der Gemeinschaft die Übereinkunft getroffen, daß am ersten Sonntag jedes Monats — womöglich um 8 Uhr abends — die Schwestern gemeinschaftliche Fürbitte für die andern Schwesternschaften und Anstalten tun sollten, auf daß ein geistiges Band heiliger Liebe und Gemeinschaft vor und mit dem Herrn sie näher verbinde. „Eintracht gibt Macht.“

Damit war der erste Anstoß zu einem späteren internationalen Zusammenschluß der Diakonissenmutterhäuser gegeben, die in den „Generalkonferenzen“, — die erste fand im Oktober 1861 in Kaiserswerth statt — zusammentrat, auch äußerlich Form und Gestalt gewann.

Dabei muß er durch manche schwere akute Krankheiten hindurch, die seinen Körper schwächen und seinen sonst unermüdlischen Tatendrang hemmen: 1838 bringen ihn die schwarzen Pocken in höchste Lebensgefahr, 1841 der Typhus, 1852 eine Lungenentzündung — die Anstaltsgemeinde ringt mit Gott um sein Leben —, 1856 macht er eine erneute Lungenentzündung durch. 1857 bricht ein schwerer Blutsturz endgültig sein Kraft. Dennoch ringt er — den die Ärzte bereits aufgegeben haben — dem todkranken Körper noch sieben Jahre ab, bis er abgerufen wird.

Wirken in die Weite

Schon lange hatte Fliedner den Plan, die weibliche Diakonie in *Amerika* Fuß fassen zu lassen. In der Stahl-

stadt Pittsburg sollten Kaiserswerther Schwestern auf die Bitte eines dortigen Pfarrers hin ein Hospital übernehmen und ein Mutterhaus zur Ausbildung von Diakonissen begründen. Diese Aufgabe wurde ihm so dringlich ans Herz gelegt, daß er nicht anders konnte als zuzusagen.

Am 9. Juni 1849 reiste er mit vier Diakonissen nach Bremen ab und von dort mit einem amerikanischen Postdampfer, der 1750 Tonnen groß war und damals als groß galt, weiter. Den Aufenthalt in Southampton benutzte er zu einem Besuch in London, wo er auf diesem ersten Auslandsposten allerlei Schwierigkeiten vorfand. Er vermißte vor allem die nötige geistliche Versorgung der Kranken, die ihm in allen englischen Krankenhäusern Nebensache zu sein schien.

Die fünfzehn Tage dauernde stürmische Überfahrt bedeuteten für ihn trotz der unvermeidlichen Seekrankheit eine fühlbare Kräftigung seiner schwachen Gesundheit. Der von der letzten schweren Erkrankung zurückgebliebene hartnäckige Husten verschwand fast ganz. Auch die quälenden Seitenstiche ließen nach. Jetzt endlich fand er die Ruhe, liegengebliebene Arbeiten — wie die Hausordnung, an der er beständig feilte — vorzunehmen.

Er begann auch sofort mit der Niederschrift einer Reisebeschreibung, die für sein Blatt — den „Armen- und Krankenfreund“ — bestimmt war. Sie zog sich mit ihren Fortsetzungen bis in den dritten Jahrgang hinein fort. Mit ihrer anschaulichen und lebendigen Schilderung der Reiseerlebnisse und vor allem der amerikanischen Verhältnisse fand sie allgemeines Interesse.

Die Weite des Meeres erdrückte ihn mehr, als daß sie ihn erhoben hätte: „Die schwarze endlose Wasserfläche, die mit ihren wilden heulenden Wogen rings um uns her flutete, rastlos hin, rastlos her, die dem Ohre keinen freundlichen Ton, dem suchenden Auge keinen Ruhepunkt gab . . . bot mir das Bild einer unwirtlichen Wüste dar . . . wir sahen uns gefangen auf einem zerbrechlichen Fahrzeug . . .“

Der kurze Aufenthalt in New York gab ihm Zeit zur Besichtigung des großen Brodway-Hospitals. An der strengen Scheidung zwischen schwarz und weiß wurde ihm die Rassenfrage deutlich. In Pittsburg kam er einen Monat

nach seiner Abreise von Bremerhaven an. Über steile Höhen ging es in Eisenbahnwagen, die teils von Pferden, teils von Lokomotiven, teils von Drahtseilen durch Dampfkraft gezogen wurden. Am 13. Juli 1849 hielten die ersten deutschen Diakonissen ihren Einzug in einem amerikanischen Krankenhaus.

Die Verhältnisse lagen günstig: Etwa ein Drittel der Einwohnerschaft dieser schnellwachsenden Stadt von 100 000 Einwohnern bestand aus Deutschen. Fliedner hielt auch hier Vorträge und nutzte wie immer seine Zeit zu eifriger Werbearbeit aus, wobei er jedesmal am Schluß die Diakonissensache erklärte und empfahl. Die Tracht der Schwestern erregte einiges Aufsehen, da man in ihnen eine Art halbkatholischer Ordensschwester sah.

Er lernte dort das in Deutschland sehr umstrittene pennsylvanische System der Einzelhaft kennen, in der er die beste Form des Strafvollzugs sah. Das dortige Schulwesen, das er auch studierte, bot in seinem Mangel an einheitlicher Ordnung ein trostloses Bild.

Das Studium der kirchlichen Verhältnisse gab ihm Anlaß zu kritischen Vergleichen mit deutschen Verhältnissen. Besonders achtete er auf die Ausbildung des theologischen Nachwuchses. Er fand die dortigen Theologen zwar nicht so wissenschaftlich durchgebildet wie ihre deutschen Kommilitonen, „aber auch weniger steif und stubengelehrt, weniger hölzern und pedantisch“. Auch hob er rühmend hervor, „daß es keinem, der nicht an die Göttlichkeit der Heiligen Schrift glaubt, einfällt, Prediger des Wortes Gottes werden zu wollen“.

Besonders gefiel ihm, daß viele Studenten während ihrer Ferien als Evangelisten Hunderte von Meilen weit durch Gebirge, Prärien, Wälder und Dörfer zogen, um zu evangelisieren: „Wo sind unsere Studenten der Theologie, die solches Evangelisieren in den Ferien ihre höchste Freude und ihre Vergnügensreisen sein lassen?“

Die Befreiung der älteren Semester vom Lernen der alten Sprachen hielt er für gerechtfertigt im Hinblick auf „das zum Himmel schreiende Bedürfnis von seelsorgerlichen Kräften unter den Zehntausenden, welche verschmachtet wie Schafe ohne Hirten“. Dabei lag es ihm völlig fern, die dortigen Verhältnisse zu idealisieren; er

gab den Studenten z. B. den Rat, sich das weitverbreitete Ableben der Predigten abzugewöhnen, wenn sie mit Macht auf die Herzen einwirken wollten. Er verschloß seine Augen auch nicht vor den Schattenseiten des dortigen kirchlichen Lebens, wo es oft um sensationelle Evangelisationen ging, die nur Strohfeuer sein konnten, wenn man die Zuhörer, die für einen Augenblick zerknirscht waren, veranlaßte, auf die Bußbank zu gehen und dort ihre Sünden zu bekennen — und sie so durch die Angst vor der Hölle gewissermaßen in den Himmel treiben wollte.

Die Bitte, geprüfte Kandidaten der Theologie über den Ozean zu senden, konnte bei dem herrschenden Mangel an Theologiekandidaten in der Rheinprovinz nicht erfüllt werden. Fliedner wollte sie an das übrige Deutschland weitergeben.

Seine Rückfahrt brachte er wieder durch Kollektieren zusammen: „Es ging mir zwar sehr sauer an, in dieser Knechtsgestalt eines Kollektanten bei den fremden Kaufleuten einherzuwandern, der ich eher Ehre erwartet hatte in dem neuen Weltteil, dem ich bewußt war, etwas Gutes gebracht zu haben“, schrieb er am Schluß seines Reiseberichts. „Aber was wollte ich machen? Den untersten Weg zu gehen, ist für das stolze Herz immer das beste, und ich konnte merken, daß der Herr mich auch gehen hieß.“

Ein Abstecher an die Niagara-Fälle war die einzige Erholung, die er sich auf dieser anstrengenden Rückreise gönnte. Er schildert humorvoll den dortigen Besuch — aber „mein Herz hüpfte vor Freude, wenn ich daran gedenke, bald wieder in Eurer Mitte zu sein“.

Unglücklicherweise war sein letzter Brief, in dem er seine Landung in England meldete und den Zeitpunkt seiner Ankunft mitteilte, in den falschen Postbeutel geraten und nach New York gegangen statt nach Kaiserswerth, so daß die Familie ohne Nachricht gewesen war. Frau Karoline soll zuerst ganz erstarrt vor Schreck gewesen sein, als der am frühen Morgen Heimkehrende die Seinen aus dem Schlafe weckte: „Der Übergang aus der bangsten Sorge zur höchsten Freude war ihr zu plötzlich gekommen.“ Noch am gleichen Abend wurde ein Dank-

gottesdienst abgehalten, bei dem er von seinen Reiseerlebnissen berichtete.

Und der Erfolg dieser Reise? An kaum einer anderen mit so großen Hoffnungen in Angriff genommenen Arbeit hat Fliedner solche Enttäuschungen erlebt wie gerade in Pittsburg. Zunächst schien alles gut zu gehen. Aber die vier Schwestern, die gemeinsam das Werk trugen, blieben nicht zusammen. Eine heiratete, zwei traten zu den Altlutheranern über. Eine ihnen nachgesandte Schwester trat bald wieder aus. Nur die Vorsteherin blieb der Arbeit treu.

Dem Werk fehlte aber auch eine hauptamtlich dafür tätige Leitung durch einen Pfarrer. Es gelang auch nicht, aus dem Lande selbst genügend Nachwuchs für das Mutterhaus zu gewinnen — man hielt dort die Diakonissensache für „römischen Sauerteig“. Erst lange nach dem Tode Fliedners ist sein Anliegen unter veränderten Verhältnissen in neu entstehenden Mutterhäusern auch in Nordamerika lebendig geworden.

Im Vollbesitz seiner geistigen Klarheit, die er trotz aller Krankheiten bis zum Tode besaß, richtete Fliedner seine ganze Kraft auf die neuen Aufgaben im *Orient*, die ihm schon lange am Herzen lagen. In *Alexandrien* wurde ein Hospital mit vier Schwestern, einem Hilfspfarrer und einer Magd eingerichtet. Anfang 1858 konnten die ersten Kranken aufgenommen werden. In *Bukarest* unterrichteten vier Diakonissen an zwei Elementarschulen deutsche Mädchen.

In *Beirut* begann die Sammlung einer evangelischen Gemeinde durch einen neu dort angestellten deutschen Pfarrer. Da kam 1860 die Nachricht von der Niedermetzlung der maronitischen Christen des Libanon durch die fanatische islamische Sekte der Drusen, mit denen die Türken in ihrem Christenhaß weithin gemeinsame Sache machten. Bis nach Damaskus dehnten sich diese Massaker aus, denen in kurzer Zeit etwa 20 000 Menschen zum Opfer fielen, darunter besonders Männer und Knaben.

Zu Tausenden strömten die obdachlosen Witwen mit ihren am Leben gebliebenen Mädchen in die Küstenstädte, vor allem nach Beirut, wo die Anwesenheit französischer Kriegsschiffe dem Morden Einhalt gebot. Unbeschreiblich war das Elend dieser auch aller ihrer Habe beraubten Flüchtlinge.

Anfang Oktober 1860 kamen die ersten Diakonissen in Beirut an und begannen, in einem eilig gemieteten Hause die Waisenkinder zu sammeln. Ende Oktober reiste Fliedners Schwiegersohn und Nachfolger Disselhoff mit vier weiteren Schwestern nach Beirut und bewies dort auf einem außerordentlich schwierigen Arbeitsfeld seine hervorragende Organisationsgabe.

Nachdem Disselhoff sich auf beschwerlichen Ritten nach Tyrus und Sidon einen Überblick über den gesamten Notstand verschafft hatte, gelang es, in Beirut ein größeres Haus zu mieten. Die Angehörigen der dort aufgenommenen Kinder mußten erklären, daß sie die Kinder bis zur vollendeten Erziehung oder wenigstens für einige Jahre freiwillig übergaben, um dem ständigen Fortlaufen der Kinder, um die sich französische Jesuiten, die von einem Unterstützungskomitee mit reichen Geldmitteln ausgestattet waren, bemühten.

Fliedners Grundsatz für die Arbeit im Orient war „nicht sowohl durchs Wort als durchs Werk zu missionieren“. Nach dem Jahresbericht, der in Fliedners Todesjahr erschien, arbeiteten insgesamt 43 Diakonissen, welche sich auf sechs Stationen verteilten, im Orient.

Die zweitälteste Station im Orient war *Konstantinopel*, dessen deutsches Hospital eine stetige Aufwärtsentwicklung nahm. Die blühendste Arbeit geschah in der Schule in *Smyrna*, trotz der nicht endenden Anfeindungen durch Griechen und Katholiken.

Die erste Orientreise nach Jerusalem machte Fliedner im Jahre 1851. Sie dauerte dreieinhalb Monate. Mit vier Schwestern und zwanzig Kisten Gepäck reiste er am 17. März ab, wobei er sich nach Möglichkeit durch seine Beziehungen Freifahrtkarten verschafft hatte. In Sorge um sein unersetzlich wertvolles Gepäck für Jerusalem überwachte er persönlich den Transport von Bahnhof zu Bahnhof: „So siehst du“ — schreibt er nach Hause —, „daß dein armer Mann Knecht aller Knechte ist, wie denn auch der Fuhrmann mich heute (in Wien) fragte, als ich ihn fünfviertel Stunden weit zu Fuß begleitete: ‚Ist die Herrschaft auch schon da?‘, worauf ich demütig mit ‚Ja‘ antwortete.“

Am 27. März fuhr er mit seinen Diakonissen von Triest nach Smyrna ab, wo es ihm unmöglich war, wegen der

Räuberfahrt das Grab des Märtyrer-Bischofs Polykarp auf einem Kastell bei der Stadt zu besuchen. Ein erschütterndes Bild bot sich ihm auf dem Sklavenmarkt, als abessinische Sklavinnen das Brot heißhungrig verschlangen, das er unter sie verteilen ließ.

Dann ging es mit einem anderen Dampfer, auf dem es von Osterpilgern aller Nationen, die auch nach Jerusalem wollten, wimmelte, weiter nach Beirut. Fliedner sang mit seinen Schwestern in stillen Abendstunden auf Deck Chöre, die aufmerksam angehört wurden. Von Beirut ging es nach Jaffa weiter und ohne Aufenthalt noch am gleichen Nachmittag auf schlechtgezäumten Packpferden die alte Karawanenstraße nach Jerusalem hinauf, wo sie am Gründonnerstag, genau einen Monat nach der Abreise aus Kaiserswerth, ankamen und vom preußischen Konsul mit einem stärkenden Mahl bewillkommnet wurden.

Der Bischof von Jerusalem, Gobat, der Fliedner eingeladen hatte, war zuerst etwas betreten, daß statt der angekündigten zwei Schwestern gleich vier kamen. Auch ging Fliedners Plan der Einrichtung eines Krankenhauses über die zwischen beiden getroffene briefliche Vereinbarung hinaus. Aber Fliedner sah gerade darin eines der dringendsten Bedürfnisse für die evangelischen Bewohner Jerusalems und für die Pilger.

Die Tage bis zum Freiwerden der für das Hospital und das Hospiz und die Schule bestimmten Häuser benutzte Fliedner zum Besuch der heiligen Stätten, des Toten Meeres, des Jordans und der Stadt Jericho. Am 30. April konnte er mit seinen Diakonissen ins Hospital einziehen. Am 2. Mai wurde der erste Kranke aufgenommen; es war ein Schreiner-geselle vom Rhein.

Nach einem Monat Jerusalem=Aufenthalt wurde ihm — und den Schwestern — das Scheiden recht schwer. Er packte, schrieb und rechnete fast die ganze Nacht hindurch; dann ritt er mit einem Missionar Sandretzki und einem ortskundigen Führer am 17. Mai zum Jaffa-Tor hinaus, durch das er vor genau einem Monat eingezogen war: „Der schöne Ölberg lag zu unsern Füßen, und über ihn hinaus leuchtete uns zum letzten Male der Spiegel des Toten Meeres und die Gebirge Moabs entgegen. Widerstrebend

wandten wir unser Angesicht von den weißen Zinnen Jerusalems.“

In zehntägigem Ritt berührte Fliedner mit seiner kleinen Maultierkarawane alle biblischen Orte, die ihm nur irgendwie erreichbar schienen. Sie hatten ein Zelt mit, das ihnen notdürftigen Unterschlupf gewährte. Außerdem hatte er für sein kleines Anstaltsmuseum allerlei Merkwürdigkeiten mitgenommen, die der Mutterhausgemeinde eine Anschauung vom Heiligen Land geben sollten: Spiritusgläser mit Eidechsen, Chamäleons, Skorpione, einen Bündel Stäbe, die am Jordan geschnitten waren u. a. m. Dazu kamen allerlei in Bethlehem angefertigte kleine Andenken, die zu Verkaufszwecken bestimmt waren und nachher reichen Ertrag brachten.

Aber er mutet seinem, dem ungewohnten Klima nicht mehr gewachsenen Körper dabei zuviel zu. Bereits am dritten Tage hätte er bei Sichern beinahe einen Sonnenstich erlitten, als er in den heißesten Vormittagsstunden vor Erschöpfung nicht mehr weiter konnte und unter einem Ölbaum vergeblich Schutz suchte vor den sengenden Sonnenstrahlen.

Er besucht Tiberias und das Galiläische Meer, wo er nach Kapernaum mit einem Ruderboot fahren will und es durch die Unlust der türkischen Ruderer doch nicht schafft: „Ich selbst bin todmatt und kann vor Übelkeit nicht stehen.“ Von einem Sturm abgetrieben, kommen sie erst spät an Land, nachdem Fliedner sehr energisch geworden ist und die Ruderer angetrieben hat. Obwohl es 9 Uhr abend ist, als sie nach diesem strapazenreichen Tag in Tiberias sind, denkt er noch daran, zu baden: „Ich werfe die Kleider ab und springe ins Wasser. Das kühle Bad erquickt meinen Leib. Kaum bin ich wieder an Bord, da kommt die Flut und schlägt das Schiffein so gewaltig hin und her, daß ich gar froh war, im Trocknen zu sitzen.“

Über Nazareth und unter dem Karmel her geht es weiter an die Küste des Mittelmeeres und an Tyrus, Zarpath und Sidon vorbei. Überall ist er von biblischen Erinnerungen umgeben. In Beirut muß er sich, von dem zehntägigen Ritt in heißester Sonnenglut völlig erschöpft, sofort in ärztliche Pflege begeben, um sich etwas erholen zu können. Dann geht es über Smyrna, Konstantinopel nach Triest.

Unterwegs nimmt er sich, gewöhnt, jede Gelegenheit zur Evangeliumsverkündigung zu nützen, 15 schiffbrüchiger Matrosen, die nach ihrer Heimatstadt Bremen befördert werden, seelsorgerlich an, hält ihnen im Laderaum, auf Kisten und Ballen sitzend, einen Gottesdienst und gewinnt durch mancherlei Hilfeleistungen ihr Zutrauen. Die dankbaren Seeleute helfen ihm beim Transport seines umfangreichen Gepäcks in Triest.

Inzwischen ist ihm Karoline, die viereinhalb Monate die Last der Leitung der Anstalt allein getragen hat, bis Rati-
bor und Pleß entgegengefahren, wo Kaiserswerther Schwestern in der Pflege von Typhuskranken arbeiten — die Epidemie ist von Galizien her in einer Zeit der durch Mißernten verursachten Hungersnot eingeschleppt worden. Am 4. Juli ist er wieder daheim.

Die *zweite* Orientreise unternimmt Fliedner, als ärztliche Autoritäten ihm geraten hatten, den Winter 1856/57 in Kairo zu verbringen, um für die Heilung seiner Lunge nichts unversucht zu lassen. Dieser Rat kam seinem Wunsch entgegen, die Arbeitsfelder seiner Diakonissen im Orient, vor allem in Smyrna und Jerusalem, noch einmal zu besuchen, um dort nach dem Rechten zu sehen.

Noch nie lag solch ein Ernst über dem Abschiedsgottesdienst und der Abendmahlsfeier, wie er sie vor jeder großen Reise mit den Seinen zu halten pflegte. Wußte er doch, wieviel vom Erfolg seiner Kur für die Fortführung seines Lebenswerkes abhing.

Seine Stimmung bezeichnen ein paar Reime, die er auf der Reise zu Papier brachte: „Mich Pilgrim hier laß für und für nach ew'gem Ziele trachten. Das Herz ist matt, der Welt gar satt, laß Ird'sches mich verachten! . . . Beim treuen Weib mit Gnade bleib' und bei den lieben Kindern . . . !“

Nach einem Aufenthalt von 14 Tagen in Smyrna bei den dortigen Schwestern, wo bereits über 100 Schülerinnen die dortige Schule besuchten, ging es weiter nach Kairo, wo er kurz vor Weihnachten ankam. Unter Leitung eines deutschen Arztes, der ebenfalls für seine kranke Lunge dort Genesung suchte und sich seines Leidensgenossen freundlich annahm, lebte Fliedner nun ganz seiner

Gesundheit, voller Hoffnung auf Erfolg in diesem Wüstenkurort.

Zu Weihnachten, das er zum ersten Male so fern von der Heimat feiern mußte, war in ihm die Sehnsucht nach seiner Familie besonders schmerzlich geworden. Besonders ernst aber stimmte ihn das Neujahrsfest: „Wo dachte ich am vorigen Neujahrstag daran, diesen Neujahrstag in Ägypten am Nil zuzubringen? Und wo werde ich den Neujahrstag 1858 erleben? Ob ich ihn noch einmal auf Erden erlebe?“ schrieb er am 1. Januar 1857 an Karoline.

Nach wie vor beschäftigte ihn der Plan, auch in Ägypten ein Krankenhaus zu gründen, wofür ihm Kairo der geeignete Ort zu sein schien. Es sollte der einheimischen Bevölkerung und den lungenkranken Europäern dienen. Von dort aus wollte er dann einige Schwestern zur Errichtung eines Hospitals nach Abessinien entsenden, wodurch die Evangelisation Abessiniens vorbereitet werden sollte.

Aber im März gab es einen gesundheitlichen Rückschlag, der all diese weitgreifenden Pläne zunichte machte. Durch den ungewöhnlich früh auftretenden gefährlichen heißen Südwind (Chamsin) brachen die wunden Stellen seiner Lunge wieder auf. Auf's neue stellte sich Blutspeien ein und vernichtete in wenigen Wochen alle Hoffnung auf Genesung. Anfangs verschwieg Fliedner seiner Frau noch die Wiederkehr des Blutauswurfs, machte ihr aber später in schonender Form davon Mitteilung.

Als gebrochener Mann kam er am Ostersonntag, dem 12. April 1857, in Jaffa an. Den beschwerlichen Ritt nach Jerusalem hatte ihm der Arzt streng verboten. So mußte er die dortigen Schwestern an sein Krankenlager kommen lassen, um mit ihnen alles Nötige zu besprechen.

Bis Frankfurt an der Oder war ihm Karoline entgegengefahren. Weiter schaffte sie es wegen ihrer eigenen Schwäche nicht. Der Anblick ihres hustenden, bleichen, abgekehrten Mannes trieb ihr die Tränen in die Augen. „Die Heimreise war sehr beschwerlich“, schrieb sie später in Erinnerung an dieses traurige Wiedersehen. Anfang Juli trat das gefährliche Blutspeien mit erneuter Heftigkeit auf. Die Ärzte glaubten, daß sein Leben nur noch Monate dauern könnte — aber es dauerte noch einige Jahre.

Die letzten Jahre

Eine Linderung seines Leidens trat erst ein, als er auf ärztlichen Rat im nächsten Winter für die Nacht und einen großen Teil des Tages in den Kuhstall der Anstalt zog. Hier wurden zwei Räume für ihn abgeteilt, von denen der größere als Arbeitszimmer diente, während er in dem kleineren schlief. Die mit den Ausdünstungen der Kühe erfüllte Luft hatte die günstigste Wirkung auf die kranken Lungen, und der schnelle Kräfteverfall wurde noch einmal aufgehalten. Auch in dem nächsten Winter bewährte diese Kur ihre Heilkraft.

Außerdem nahm Fliedner mit rühender Gewissenhaftigkeit allerlei Volksheilmittel ein wie Teerwasser und Dachsfett. Einen Löffel dieses widerlich schmeckenden Mittels nahm er morgens zum ersten Frühstück, während er sich abends, auch wenn er noch so müde war, vom Wärter damit einreiben ließ. Auch die Trauben aus der Pfalz, die ihm von Angehörigen seiner Diakonissen geschickt wurden, nahm er als Kurmittel dankbar an.

„Meine Krankheit hat nach des Doktors Ausspruch keine Folgen für mich“, hatte er in seinem Brief an die Schwiegereltern Münster damals in seinem Werbebrief um Friederike geschrieben. Aber sie verschlimmerte sich immer mehr. Doch der Todkranke, dem nach seiner Rückkehr aus dem Orient jedes Jahr seines Lebens wie ein besonderes Gnadengeschenk seines Gottes erschien, rang sich mit unablässiger Energie die Kraft zum weiteren Ausbau seines Werkes ab. Er wollte auch, solange es nur irgend ging, alle Fäden selbst in der Hand behalten.

Nur mit Hilfe des Schwiegersohnes Disselhoff gelang es ihm, die Besetzung der ständig wachsenden auswärtigen Stationen in der Heimat zu überwachen, wobei es ihm schmerzlich war, nicht allen Anforderungen entsprechen zu können.

Hand in Hand mit der sorgfältigen Überwachung der auswärtigen Arbeitsfelder ging seine schriftstellerische Tätigkeit im Dienste der Diakonissensache: Der Kalender erreichte in seinem letzten Lebensjahr eine Auflage von 80 000. Die vier Bände seines „Märtyrerbuches“ mit insgesamt 3 257 Seiten Text — an dem auch andere mitge-

arbeitet haben — sollten ein Zeugnis der evangelischen Heiligen gegen Rom für die Wahrheit des Evangeliums sein. Es war zum täglichen Vorlesen gedacht.

Äußerlich gesehen war es Fliedner gelungen, durch sein zielbewußtes Vorgehen seinen Anstalten — zu denen damals 530 Pflegebefohlene und Helfer gehörten — einen wohlabgerundeten Besitz an Häusern, Gartenland, Äckern und Wiesen zu verschaffen, wenn dieser auch zum größten Teil in den häufig vom Hochwasser bedrohten tiefer gelegenen Teilen des Städtchens oder unmittelbar an seinem Rande lag. Passenden Grundbesitz auf hochwassersicherem Gelände zu finden, gelang ihm trotz aller Bemühungen nicht, vor allem auch, weil die katholische Einwohnerschaft seinen Bemühungen hartnäckigen Widerstand entgegensetzte.

Abgesehen von der Steigerung der Bargeldeinnahmen war es sein ständiges Bemühen, auch in der Lebensmittelversorgung möglichst unabhängig vom Einkauf zu werden. Darum arbeitete er unablässig an der Vergrößerung und zweckmäßigen Einrichtung der Ökonomie. So hinterließ er seinem Nachfolger eine wirtschaftlich durchaus gesunde Anstalt.

Ab und zu erschien er noch einmal in einer Lehrstunde oder in einem Speisesaal der Seminaristinnen, um ein gutes Wort zu sagen, wie er überhaupt jede sich bietende Gelegenheit zu einem väterlich-seelsorgerlichen Gespräch oder einem Rat für die praktische Arbeit benutzte. Besondere Höhepunkte des Seminars waren die Ansprachen, die er dann und wann noch halten konnte. Das Sprechen auf dem Friedhof war ihm nicht mehr möglich.

An drei Stellen konnte er noch seinen Lehrdiakonissen neue Arbeitsfelder eröffnen: in Florenz, in Genf und in Hilden, wohin er seine zweite Tochter Mina schickte. Dort sollten evangelische Erziehungsanstalten mit höheren Töchterschulen errichtet werden. Ihr blieb es unvergeßlich, als er zu ihr sagte: „Nur treu das Pflänzlein pflegen; es hat seine Zukunft.“

Am 1. September besuchte er mit seinem Sohn Fritz zum letzten Male den Neubau in Hilden, wo zugleich eine Übungsschule für Lehrdiakonissen errichtet werden sollte, erklimmte auf schwankenden Leitern den soeben hergestell-

ten Balkon und freute sich über die liebliche Fernsicht auf die bewaldeten Höhen des Bergischen Landes. Dann schickte er die andern nach diesem für ihn so anstrengenden Rundgang ins Haus, setzte sich auf einen Feldstuhl, entblößte sein Haupt und betete.

Beim Abschied am Wagen ordnete er noch an, daß an dieser Stelle, wo er zuletzt gesessen hatte, ein Hügel aufgefahen und eine Grotte angelegt werden sollte, von wo aus die Hildener Schülerinnen die Sonne untergehen sehen sollten. Das war sein letzter Dienst.

Das Eröffnungsjahr des neuen Diakonissenlehrhauses in Hilden war zugleich das Jubiläumsjahr des Kaiserswerther Mutterhauses, das im September 1861 auf das erste Vierteljahrhundert seines Bestehens zurückblicken konnte. Es zählte 380 Diakonissen in Kaiserswerth und 83 Stationen. Das Fest war für Fliedner eine einzige Ursache zu Lob und Dank. Das schönste, ihn sehr überraschende Geschenk waren 121 Gedenkblätter, auf denen in Bild, Spruch und Lied die wichtigsten Augenblicke aus seinem Leben wie aus der Entwicklung des Werkes dargestellt waren. Namentlich war jede einzelne der 83 auswärtigen Stationen auf einem Gedenkblatt vertreten. Er war aufs tiefste bewegt, als er nicht müde wurde, sich in die Betrachtung der einzelnen Blätter zu versenken.

Vor vier Jahren hatten ihn die Ärzte am Jahresfest fortgeschickt, weil sein todkranker Leib die Unruhe nicht ertragen könne, und hatten erklärt, er könne das Frühjahr 1858 nicht mehr überleben. In den folgenden Jahren war er zugegen, ohne den Festbericht halten zu können. Aber dieses Jahr konnte er zur großen Freude der feiernden Gemeinde über eine Stunde lang auf seiner Kanzel in der Diakonissenkirche sprechen. Das gleiche Schriftwort, das ihn einst beim Rückblick auf das erste Anstaltsjahr bewegt hatte: „Der Herr hat Großes an uns getan, des sind wir fröhlich (Ps. 126, 3)“, legte er auch jetzt bei der Rückschau auf ein Vierteljahrhundert zugrunde.

27 Diakonissenmutterhäuser waren in diesen 25 Jahren entstanden mit mehr als 1 200 Schwestern. Dabei wies er in seiner Ansprache u. a. darauf hin, daß eine 25jährige Erfahrung beweise, daß der Diakonissenberuf nicht so gesundheitsstörend sei, wie manche Eltern befürchteten.

Den eigentlichen Höhepunkt im Mitleben des Diakonissenvaters mit seinem Werk brachte aber erst die „Konferenz der Deputierten von 13 Diakonissenmutterhäusern“, die bald nach dem Jubiläum in Kaiserswerth zusammentrat und die erste Generalkonferenz im Oktober 1861.

Die unablässige Teilnahme am Wachstum der weiblichen Diakonie in aller Welt hielten die Lebensenergien des schwerkranken Mannes noch viel länger aufrecht, als er selbst es zu hoffen gewagt hatte. Er lebte in den letzten Jahren in einer ständigen Spannung zwischen gefaßter gläubiger Todesbereitschaft und unvermindertem Schaffensdrang: „Ich habe nicht immer frohen Mut, doch trachte ich, stille zu sein vor ihm“, schrieb er am 13. März an seine todkranke Schwester nach Wiesbaden. „Auch ich habe mich immer mehr vorzubereiten für das Abscheiden aus dieser Welt. Wenngleich ich durch Gottes unverdiente Gnade über Erwarten gut durch diesen Winter gekommen bin, so fühle ich doch, daß mein Lungenleiden nicht absondern zunimmt, und somit auch meine Kraft abnimmt.“

Sein Zustand aber besserte sich in der nächsten Zeit so wesentlich, daß er noch einmal im Winter 1860/61 den ganzen Konfirmandenunterricht übernehmen konnte. Auch sonst konnte sich der kranke Vater jetzt etwas mehr seinen Kindern widmen, als es ihm in gesunden Tagen möglich gewesen wäre. Nur mußte es im Pfarrhause stiller zu gehen als sonst: Auf dem Ofen der Studierstube flammten nicht mehr die getrockneten Apfelschalen, und es wurde nicht mehr dazu gesungen: „Flamme empor!“ Die kranke Brust konnte weder Rauch noch heftige Bewegung ertragen. Aber es blieb die schönste Stunde des Tages, wenn die Kinder abends bei ihm sangen und dann als Lohn für Fleiß und gutes Betragen eine bescheidene Süßigkeit aus der bekannten Schachtel erhielten.

Die letzten Höhepunkte waren für ihn die beiden Jahresfeste von 1862 und 1863. Auf dem ersteren berichtet der junge Pastor von Bodelschwingh über seine Arbeit unter den deutschen Straßenfegern in Paris, aus denen er eine eigene Gemeinde gesammelt habe. Dabei empfing er zugleich selber starke Eindrücke von Fliedners Werk, das er später in Westfalen weiter ausbauen sollte.

Mit rührender Treue besorgte Fliedner noch immer mit eigener Hand einen Teil seines umfangreichen Briefwechsels, vor allem den mit seinen Kindern und mit seinen Diakonissen, obwohl er nur auf der dazu eingerichteten breiten Lehne seines Sessels schreiben konnte, denn die Atembeschwerden erlaubten ihm nicht, anders als ganz zurückgelehnt zu sitzen.

„Wenn ich so mein Leben, dessen Ende als fast 64jähriger Mann ich so nahe bin, prüfe, ob Christus mein Leben ist, daß all mein Dichten und Trachten in ihn versenkt ist und ich nur ihm zu gefallen suche und gar nicht mehr der Welt — o wie weit bin ich noch von diesem Ziele fern! Wenn auch durch die letzten Jahre schwerer Lungenkrankheit er mich zu sich gezogen und etwas mehr von der Welt losgemacht hat, o wie ganz anders müßte er noch in mir regieren! Wie müßten alle meine Kräfte und Sinne noch ganz anders in seinem Dienste stehen und ihn zu verherrlichen trachten . . . O betet, betet für mich, liebe Schwestern, daß ich möge noch mehr Fleiß tun, meinen Beruf und meine Erwählung fest zu machen . . .“ „Auch für ihn ist's nur noch eine kleine Weile, so will er unser Glauben in Schauen verwandeln.“

Als Disselhoff mit den ersten zehn Schwestern nach Schleswig, dem Kriegsschauplatz 1864, abreiste, um Verwundete zu pflegen — sie waren die ersten, die verwundete Soldaten pflegen durften —, saß er in sich zusammengesunken beim Abschied am Tage zuvor auf seinem Lehnstuhl. Neben ihm stand Karoline und flößte ihm von Zeit zu Zeit mit einem Teelöffel eine Medizin ein, damit er überhaupt den scheidenden Diakonissen ein gutes Wort zum Abschied sagen konnte. In väterlicher Besorgnis gab er ihnen dann die Ermahnung mit auf den Weg, sich so zu betragen, daß „keine Romane über euch geschrieben werden“. Mit der Versicherung treuer Fürbitte wurden sie dann entlassen.

Vom 26. Juli ab verbrachte Fliedner noch vier Sommerwochen des Kriegsjahres 1864 in Salem, wo ihm die aus Schleswig zurückgekehrten Diakonissen von ihren Erlebnissen berichten mußten. Seine letzte Arbeit für die Schwesternschaft war die nochmalige Durchsicht und Verbesserung der „Hausordnung“, an der er bis zuletzt feilte und

verbesserte. So wichtig war sie ihm als Lebensordnung seines Werkes. Hierin machte er ihnen vor allem die Pflege der Gemeinschaft untereinander zur Pflicht. Die ganze Neubearbeitung stand auch wieder unter dem Gesichtspunkt gesteigerter Strenge.

Dann segnete er noch 19 Schwestern ein, wobei er die Einsegnungsrede mit so kräftiger Stimme hielt, daß seine Worte auch im Korridor verstanden wurden. Aber dann war seine Kraft erschöpft: „Als sich der Strom der Gäste aus der Kirche entfernt hatte, saß er noch allein dort, um sich auszuruhen, und wankte dann seiner Wohnung zu, um sein Kirchlein nicht wieder zu betreten.“ Nach kurzer Ruhe raffte er sich dann noch einmal auf, um bei der Nachfeier die Diakonissenscheine zu verteilen und einzelne Freunde zu begrüßen.

Am Tage danach beteiligte er sich an der üblichen Lehrerinnenkonferenz, belebte sie in gewohnter Weise durch seine geistige Frische und richtete zum Schluß mit kräftiger Stimme Worte der Ermahnung, der Aufmunterung und des Dankes an seine Lehrerinnen.

In seine Wohnung zurückgekehrt, brach er dann erschöpft zusammen. Aber am Nachmittag saß er schon wieder im Garten, teilte mit einem guten Wort die Zeugnisse an die Seminaristinnen aus und verabschiedete sich von den Abreisenden. Den Abend verbrachte er im Kreis von Freunden der Anstalt, die aus Berlin nach Kaiserswerth gekommen waren.

Heimgang

Dann waren seine Kräfte erschöpft. Er mußte nach Salem flüchten, wo er noch im Sommer Erquickung gefunden hatte. Aber es war vergebens. Die Krankheit wuchs. Die Nächte brachten ihm keinen Schlaf. Früh am Sonntag kehrte er nach Hause zurück, legte sich zu Bett mit den Worten: „Es ist ja weiter nichts nötig als ein begnadigtes Gotteskind zu sein.“

Die zum Teil weit entfernt wohnenden Kinder wurden ans Krankenbett gerufen. Zu der Tochter, die zuerst eintraf, sagte er: „Mina, du betest ja mit mir um ein seliges Sterbestündlein. Mein einziger Wahlspruch ist: Hier

kommt ein armer Sünder her, der gern ums Lösgeld selig wär. Gottlob, daß das mein einziger Wahlspruch ist!“

Am Mittwoch morgen standen seine zehn Kinder, wie er es liebte, dem Alter nach im Halbkreis um seinen Sessel. Er ließ sich das Lied singen: „Sieh, hier bin ich, Ehrenkönig“, das mit dem Bekenntnis schließt: „Großer Gott ich bin bereit!“

Von seinem Krankensessel aus, in dem er auch einen Teil der Nacht der Atemnot wegen zubrachte, war er noch unablässig tätig, wenn er nicht vor Mattigkeit schlief. Besonders an den Nachmittagen war er oft ganz der alte, beriet mit einzelnen Mitarbeitern, diktierte seinen Kindern Briefe, las oder ließ sich Bericht erstatten und wollte zum Umhergehen angetrieben sein. Aber nach wenigen Schritten versagten die geschwellenen Füße jedesmal den Dienst.

Am 23. September wurden zwei seiner Söhne durch Disselhoff konfirmiert. Er hatte sie noch selbst unterrichtet. Gleich nach dem Gottesdienst nahm er mit der ganzen Familie das heilige Abendmahl und begrüßte dann aufstehend die Neukonfirmierten mit dem Ruf: „Willkommen, Mitkommunikanten, Mitstreiter!“ Am Nachmittag gab es einen Festkaffee in seinem Krankenzimmer, wobei er die Berufung seines ältesten Sohnes zum Mitarbeiter am Diakonissenwerk bekanntgab.

In den nächsten Tagen nahm die Schwäche zu und die Gewißheit des nahen Endes. Keine Klage kam über seine Lippen. Ein stiller Friede lag über ihm. Sehr oft, besonders auch in den schlaflosen Nachtstunden, ließ er sich seine Lieblingspsalmen und geistliche Lieder vorlesen. Es war ihm eine Erquickung, zu wissen, daß für ihn gebetet wurde.

So kam der 2. Oktober, der letzte Sonntag, heran. Am Nachmittag empfing er den Besuch eines befreundeten Arztes, der ihm bestätigen mußte, daß das Ende nahe sei. Nach schlafloser Nacht sammelte er am Montag früh seine Kinder um sich, nahm Abschied von den drei Söhnen, die zum Gymnasium nach Gütersloh gehen mußten, und zugleich von all den Seinen. Fast eine halbe Stunde sprach er mit ihnen, leise, aber deutlich und ohne Unterbrechung:

„. . . Wenn ihr Söhne alle woltet Verkündiger des Evangeliums werden, treue Diener der Kirche und Streiter gegen die Mächte des Unglaubens, so wäre das eine große

Freude für mich, aber ihr müßt euch selbst entschließen, nicht gepreßt und überredet werden. Bittet Gott, daß er euch den Weg zeige, den ihr wandeln und den Beruf, den ihr erwählen sollt. Die Hauptsache ist, daß ihr selig werdet. Gehorcht eurer Mutter, die soviel Erfahrung hat . . .“
„. . . Besonders meinen Dank und Segensgruß allen meinen geistlichen Töchtern für ihre Liebe, ihren Gehorsam, ihr Vertrauen gegen mich, wie ich es nicht verdiene. Er segne sie und ihre Arbeit in der Nähe und in der Ferne!“

Vor Schwäche konnte er dann nicht weitersprechen. Er ließ die Mutter das Vaterunser beten und segnete dann stehend die drei vor ihm knienden Söhne. Über jedem wiederholte er noch einmal: „Friede!“

Völlig erschöpft sank er in den Lehnssessel zurück: „Herr Gott, du starker Gott, sei du mein Trost“, seufzte er im Einschlummern. „Keine Rettung mehr für mich“, sagte er dann leise, aber gleich darauf mit friedevollem Lächeln: „Süßer Jesu!“

Nach dem Essen wollte er in den Garten trotz der rauhen Luft. Ohne alle Hilfe ging er mit hastigem Schritt den Korridor entlang und ließ sich dann in den Garten tragen. Die Schwestern sangen ihm das Lied: „Wie bist du mir so innig gut, mein Hoherpriester du!“

Dann ließ er sich das Verzeichnis der auswärts arbeitenden Diakonissen und anderer Freunde des Werkes geben. Das müde Haupt auf den Tisch gebeugt, hielt er für sie Fürbitte.

Abends konnte der Arzt keinen Puls mehr fühlen. Aber sein Geist war noch lebendig. Mutter und Kinder wollte er beim Abendessen um sich haben. Seine lebhafteste Beteiligung beim Gespräch ließ keine Traurigkeit bei ihnen aufkommen. Er ließ sich dann noch eine Kartoffel mit Schale geben — es war von jeher sein Leibgericht —, aß sie zur Hälfte und sagte: „Ich werde nicht mehr essen.“

Dann wurde der 90. Psalm gelesen und Lieder gesungen; als er eingeschlummert war, beschäftigte er sich im Traum mit seinem eigenen Begräbnis: „Alle sollen das Lied wissen; der Zug soll in Ordnung gehen!“ sagte er halblaut. „Welch ein Schmerz“, sagte er dann wiederholt, und: „Arme Witwe!“ Dann kam der Tod. Um zwei Uhr mittags stand sein Atem still.

Im Talar wurde er dann unter Blumen und Palmzweigen aufgebahrt. Sein Schwiegersohn Disselhoff bezeugte auf Grund des Wortes: „Von Gottes Gnade bin ich, was ich bin“ (1. Kor. 15, 10), daß der Erneuerer des Diakonissenamtes nichts weiter zu sein begehrt habe als ein einfältiger Jünger und Nachfolger Jesu Christi.

Er wurde an der Stelle beigesetzt, die er selbst nahe bei der Ruhestätte der Diakonissen bestimmt hatte. Unter dem Namen des „Erneuerers des apostolischen Diakonissenamtes“ steht der Text der Grabrede: „Kommet her, ihr Gesegneten meines Vaters! Ererbet das Reich, das euch bereitet ist von Anbeginn der Welt.“

Fliedner als Vater seiner Kinder

Fliedners Herz gehörte seinen Kindern, aber seine Zeit und sein Amt der Arbeit. Nur wenige Minuten am Tage gehörten den Kindern. Aber dann beschäftigte er sich auch so lebendig mit ihnen, daß sie lange davon zehrten. Sein Sohn Fritz Fliedner, der spätere Pfarrer in Madrid († am 25. April 1901), berichtet darüber in seinen Erinnerungen: „Ein traureres, ein gemütlicheres Pfarrhaus hat's nie gegeben als das in Kaiserswerth in der Wallstraße . . .“ Nur auf einer Seite der Straße standen Häuser, dahinter lauter Gärten. Da war das Pfarrhaus, dann die Schule und in der Mitte die Kirche. Wegen der Überschwemmungen führten hohe Treppen zu allen Häusern.

Vor dem Pfarrhaus standen zwei Lindenbäume, deren Kronen verschnitten und künstlich hinaufgezogen waren, daß sie vor allen Fenstern des zweiten Stockes sich wie ein Spalier ausbreiteten.

An die Kirche schloß sich der große Pfarrgarten an. Das Allerschönste im Garten war die Terrasse und die grüne Bank, von der aus man den Rhein sehen konnte. Wer noch weiter sehen wollte, erstieg den Mühlenturm, den zwar keine Windmühlenflügel mehr zierten, wohl aber die blaue Diakonissenfahne mit der den Ölweig im Schnabel tragenden Taube.

Oft mußte Fliedners Stimme die Kinder aus dem Garten, wo jeder sein eigenes Beet bewirtschaftete, ins Haus

zurückrufen. Er war der Mittelpunkt der Familie. Früh ging's aus den Betten. Dafür gab er selber ein gutes Beispiel. Mit Ausnahme der letzten Jahre, in denen sein Gesundheitszustand es nicht mehr erlaubte, ist Fliedner immer ein Frühaufsteher gewesen: Regelmäßig stand er in gesunden Tagen um 5 Uhr auf und ging um 11 Uhr zur Ruhe.

Zum Frühstück, das um 7 Uhr stattfand, kam Fliedner gar nicht herunter. Er brauchte die Morgenstunden für sich selbst zur stillen Sammlung im Gebete und zum Lesen des Wortes Gottes hinter verschlossenen Türen. Wenn er aber dann um halb acht zur Morgenandacht gerufen wurde, spürte man ihm diese innere Sammlung an.

Nach dem Gesang wurde ein Kapitel aus der Bibel gelesen, und zwar nach der Bibellesetafel, welche er selbst jedes Jahr von neuem für alle Schwestern und Mitarbeiter herausgab. Jeder mußte einen Vers lesen, was manchmal sehr holprig ging. Aber Fliedner ließ keinen Fehler durch. Ein falsch gelesenes Wort mußte so oft wiederholt werden, bis es richtig herauskam. Er hielt viel auf gutes, ausdrucksvolles Lesen.

„Am richtigen Lesen erkennt man erst, ob ein Mensch wirklich gebildet ist“, pflegte er zu sagen und hat manche neu eintretende Probeschwester und sogar durchwandernde Handwerksburschen auf die Probe gestellt. „Halt, da ist ja ein Komma!“, so unterbrach er zuweilen plötzlich das Lesen seiner Kinder. „Lies noch einmal! Siehst du nicht, daß dort ein Punkt steht? Da mußt du die Stimme ganz sinken lassen. Jetzt noch einmal, und sprich deutlicher!“

Trotz dieser pädagogischen Intermezzos bei der täglichen Hausandacht, lag doch eine besondere Weihe auf ihr. Denn der Ernst der Gegenwart Gottes und vor allem die Ehrfurcht vor dem Worte Gottes prägte sich den Kindern unauslöschlich ein. Hier wurde der Grund zu einer Bibel- und Gesangbuchkenntnis gelegt, welche die Kinder als segensreichen Schatz aus dem Elternhaus ins Leben mitnahmen.

Am meisten prägte sich ihnen das Gebet am Schluß dieser Andachten ein. Gewöhnlich wurde stehend, nie sitzend gebetet, weil das Fliedner viel zu bequem vorkam. Er wollte wie ein Diener vor seinem Herrn stehen, auf-

recht, seines Winks in Ehrfurcht gewärtig. An Geburts- und Festtagen wurde kniend gebetet, auch wenn Fliedner auf Reisen ging. Nur in den letzten Lebensjahren, wenn Fliedner sich nach einem furchtbaren Hustenanfall wieder setzen mußte, sagte er zu Mutter: „Kind, bete du!“

In der Erziehung war Fliedner streng und schonte die Rute nicht. Wenn es irgendetwas zu strafen gab, dann schnitt er sich ein paar Stöcke von den Weiden des Bachs, der hinter dem Hause durch die Wiesen floß (der Kittelbach) und ließ sie auf dem Rücken des Missetäters heruntersausen, den er „vor dem Volke besonders“ in die Studierstube genommen hatte. Sein Geheul mit der oft wiederholten Versicherung: „Ich will's nicht wieder tun“ machte auf ihn nicht den geringsten Eindruck, weil er genau wußte, daß er nur deshalb so fürchterlich schrie, damit er um so schneller aufhören sollte.

Wenn die oft gebrauchten Ruten auf dem Rücken des Delinquenten zerbrachen, fand die Strafaktion ihr natürliches Ende. Freilich folgte dann in besonderen Fällen noch manchmal Einzelhaft durch Fasten verschärft. Aber auch die größte Strenge des Vaters verminderte nicht die Liebe zu ihm, weil die Kinder es spürten, daß die Züchtigung aus der Liebe kam.

Vor der Züchtigung redete er seinen Kindern oft ins Gewissen oder betete später mit den Reuigen. Die verdiente Strafe wurde aber deswegen doch nicht erlassen. Nachher aber war alles vergeben und vergessen, nachgetragen wurde nichts.

Fliedner war für seine Kinder — so erzählt sein Sohn weiter — oft ein heiterer Spielkamerad und Freudenbringer. Er wußte immer etwas ausfindig zu machen, was seine Kinder interessierte und erfreute. Manchmal fragte er: „Wollt ihr in einen sauren Apfel beißen?“ Die fröhliche, ja begeisterte Antwort war dann jedesmal: „Ja, Vater, ja!“ Denn sie wußten schon, daß er dann etwa einen Ausflug in die Ratinger Berge, nach der Erholungsstation der Diakonissen „Salem“, eine Fahrt über den Rhein auf die andere Seite, einen Spaziergang oder ein anderes kindliches Vergnügen in Aussicht genommen hatte, an dem er selber oft teilnahm.

Das Allerschönste für die Kinder aber war, wenn sie

ihm „Gute Nacht!“ sagten. Dann kamen sie an jedem Abend wie die Orgelpfeifen eins hinter dem andern zum Abendsegen in die Studierstube, um einen Psalm oder einige Liedverse aufzusagen. War es aber nicht ganz wörtlich gelernt oder stockte einer, dann wurde es nicht angenommen, denn Fliedner hielt streng auf gründliches Lernen. Darauf wurde dann ein Abendlied gesungen.

Als besondere Vergünstigung wurde manchmal ein „Apfelfeuer“ angezündet. Auf dem eisernen Ofendeckel loderten dann getrocknete Apfelschalen in bläulicher Flamme, und die Kinder ringsumher sangen mit heller Begeisterung das damals in studentischen Kreisen und auch sonst gern gesungene Vaterlandslied: „Flamme empor!“, das Fliedner in seiner Studentenzeit gern und oft gesungen hatte.

Nachher gab es dann aus der „Mäh=Mäh-Schachtel“ (es war ein Lämmchen darauf abgebildet, daher der Name) irgendein Backwerk noch vom Christfest her oder einen Spekulatius-Vogel, von welchem der eine den Schwanz, der andere die Füße, der dritte den Schnabel erhielt, immer mit der ironischen Warnung: „Junge, nimm dich in acht, daß du dir nicht den Magen verdirbst!“ — wozu in der Familie Fliedner gewiß keine Gelegenheit war.

In seiner Studierstube standen in den letzten Jahren seines Lebens immer einige Waschsüsseln mit Wasser, die die Luft feucht halten sollten. Zuweilen, wenn seine Kinder — noch eifrig die gelernten Verse „überholend“ — zum Gutenachtsagen heraufkamen, stellte er sich mit einer dieser Schalen hinter der Tür auf die Lauer, um sie mit Wasser zu begießen.

Kaum hatten die Kinder aber die Tür geöffnet und ihren wartenden Vater mit dem Wasser gesehen, da liefen sie mit dem jauchzenden Ruf „Vater will uns begießen“ mit solcher Geschwindigkeit die Treppe herunter, daß oft einer über den andern stürzte. Das Wasser lief dann die Stiegen herunter. Wenn dann die Haushälterin scheltend herauskam und die Bescherung sah, ohne zu wissen, wer der Übeltäter war, versteckte sich Fliedner in der Ecke wie ein Kind, das einen Streich begangen hat.

Ein anderes Mal mußten die Buben ihn fangen. Wenn sie dann endlich den langen Schlafrock erwischt hatten

und ihn zu haben meinten, hatte Fliedner ihn schon ausgezogen und über sie geworfen, so daß sie übereinander purzelten, während er in Hemdsärmeln davonlief: „So wurde er den Kindern ein Kind und ist all sein Leben lang ein fröhliches Kind geblieben.“

Er konnte auf jeden Scherz eingehen. Der erste Brief, den er seinem Sohn Fritz aus Bad Ems schrieb, wo er zur Kur weilte, war nur ein langer Papierstreifen, auf welchem als Antwort auf eine ihm berichtete spaßige Geschichte nur 13 mal hintereinander stand: „Ha, ha, ha!“

Ein anderes Mal hatte Fritz vom Gymnasium in Gütersloh einen neuen Albumvers mitgebracht, den er auf einem Spaziergang Eltern und Geschwistern zum besten gab: „Unsre Freundschaft, die soll brennen wie ein dickes Dreierlicht! Freunde wollen wir uns nennen, bis der Kater Junge kriegt.“ Die Mutter sah strafend drein, weil sie nicht gerade erbaut darüber zu sein schien, wenn ihre Jungen solche Dummheiten nach Hause brachten, so daß es dem Erzähler schon leid tat, diesen Vers weitergegeben zu haben. Aber Fliedner fing so herzlich an zu lachen, daß er in einen Hustenanfall geriet und stillestehen mußte. Damit war die Situation gerettet.

Am letzten Weihnachtsfest, das Fliedner feierte, ließ er als Geschenk für seine Kinder Schafe in das Weihnachtszimmer bringen, die wegen ihres Sträubens hereingezerrt werden mußten und sich unter dem Weihnachtsbaum so ungebührlich aufführten, daß sie zur großen Erheiterung der Mutter schleunigst wieder hinausexpeditiert wurden, wobei Fliedner gar nicht mehr aus dem Lachen und Husten herauskam.

Ein anderes Mal geriet die Mutter in helle Verzweiflung, als ein Brief ihres ältesten Sohnes aus Halle berichtete, daß auf der Reise nach der Universität der Topf mit Apfelkraut, den sie ihm vorsorglich mitgegeben hatte, zerbrochen war und sein Inhalt sich auf die neueste Sonntags hose ergossen hatte. Sie war untröstlich, daß sie ihn trotz aller Vorsicht nicht noch besser verpackt hatte. Aber Fliedner reichte ihr vergnügt ein Glas Wasser herüber und sagte: „Da, Kind, trink einmal auf den Schreck!“

Unzählige solcher Züge haben sich den Kindern eingepägt. Auch der leidende Fliedner verlor seine Fröhlichkeit

nicht. Er war unerschöpflich in der Erfindung stets neuer, harmloser, aber bei aller Einfalt um so anziehenderer Familienfeste und =freuden, wie sie sonst nur bei Matthias Claudius zu finden sind.

Der Sonntag war der Höhepunkt der Woche. Das ganze Haus — auch die kleineren Kinder, sobald sie nur ein Stündchen still zu sitzen gelernt hatten — ging am Sonntag früh zur Kirche. Nur ein Dienstmädchen blieb abwechselnd zurück. Der Besuch der Nachmittagskirche war den Kindern freigestellt. Aber gewöhnlich gingen sie auch ein zweites Mal mit.

Am Sonntagmorgen war es ganz still im Pfarrhaus, denn Fliedner durfte auf keinen Fall bei der Predigtmeditation gestört werden — dafür sorgte schon die Mutter. Die Kinder saßen verteilt, ein jedes mit seinem Gesangbuch oder seiner Bibel auf dem Schoß — in einer Ecke, oder, wenn schönes Wetter war, wohl auch im Garten auf einer Bank oder in der Laube, um Gesangbuchverse oder Bibelabschnitte entweder für die Schule oder für den Konfirmandenunterricht zu lernen und den Eltern dadurch eine Freude zu machen.

Als Fliedner in seinen letzten Lebensjahren im Winter stets von nachmittags 5 bis morgens 10 Uhr in den Kuhstall wanderte, wo ihm ein gemütliches Zimmer zum Aufenthalt bereitet war, weil die Luft dort seiner kranken Lunge so besonders wohltat, mußte stets eines seiner Kinder als Hilfe oder Bote um ihn sein. Da hat denn sein Sohn Fritz — vor den Kühen auf und ab gehend — den 119. Psalm mit seinen 176 Versen auswendig gelernt und seinem Vater zu dessen Freude aufgesagt.

Wenn vor der Kirche noch etwas Zeit war, dann sammelte wohl auch eine der Schwestern die Kinder zu einem Sonntagschoral ums Klavier. Oder es gab ein biblisches Turnier, das im Lesen eines Bibelabschnitts bestand, bei dem ein Kind nach dem andern Vers für Vers korrekt lesen mußte, was besonders bei den vielen fremdartigen Namen und Ausdrücken nicht immer ganz leicht war. Oder es wurden Bibelstellen aufgeschlagen, wobei jeder der erste sein wollte. Fliedner legte ganz besonderen Wert darauf, daß seine Kinder auch stets die Bibelstellen genau

anzugeben wußten, wo die Kernsprüche standen. Das ist ihnen später sehr zum Segen geworden.

Wenn die Kinder größer geworden waren, mußten sie jeden Sonntag etwas von der Sonntagspredigt aufschreiben, soviel sie behalten hatten. Das war ihre Sonntagsnachmittags-Beschäftigung. Sonst gab es schöne Spaziergänge. Bei schlechtem Wetter wurde gelesen, allerdings keine Romane, die Fliedner strikt ablehnte, sondern Lebensbeschreibungen berühmter Männer, die er besonders liebte.

Manchmal gab es fröhliche Spiele im Garten. Am Sonntag abend wurden schöne Kinder- und Gesellschaftsspiele veranstaltet, bei denen die sonst so beschäftigte Mutter im Mittelpunkt stand. Diese Sonntage im Elternhaus blieben den Kindern als die sonnigsten Tage ihres Lebens in dankbarer Erinnerung. Die erwachsenen Töchter sangen bisweilen mit Verwandten oder jugendlichen Mitarbeitern der Anstalt Arien oder spielten größere Musikstücke.

Nur einmal im Jahr gab es ein wenig Taschengeld — das war kurz vor Weihnachten. Dann wurde des Abends die kleine Schar zusammengerufen und ein jedes feierlich nach seinem Alter gefragt. Dann ließ Fliedner seine Frau als Schatzmeister hereinrufen und durch sie jedem seiner Kinder so viel Silbergroschen verabreichen, als es Jahre zählte. Davon sollte ihre Kasse für Weihnachtsgeschenke gestärkt werden. Als Fliedner im Winter 1856 in Kairo weilte, vergaß er auch dort diese Weihnachtsgabe nicht und schrieb der Mutter, sie möge jedem der Kinder so viel Piaster zukommen lassen, als es alt sei — das war doppelt soviel als gewöhnlich.

Fliedners Charakter und Wirken

Im Beileidsbrief der Mutter Fliedners anläßlich des Heimganges seiner ersten Frau Friederike schreibt sie an ihren Sohn: „Schone dich mehr als bisher, so kannst du auch noch viel wirken. Unser Leben steht in Gottes Hand, aber wir können es auch verkürzen. Mäßige dich! Werde und arbeite ruhiger und gönne dir die nötige Ruhe! . . . Bitte, bitte!, ruft nochmals deine treue innigst teilnehmende Mutter.“

Nach dem Zeugnis seines ältesten Sohnes hat Fliedner viel geweint: Aber diese Tränen des so nüchternen und ganz und gar nicht gefühlsselligen Mannes kamen nicht aus dem Gefühl, sondern aus dem Erbarmen über die Not, die er sah. Er sah sie mit den Augen des barmherzigen Samariters Jesus Christus, der einst auch über die Stadt Jerusalem geweint hat.

Er sah diese Not der Gefangenen, der Kranken, der Waisen, der verwaahlerten Kinder aber nicht nur, sondern machte sich unverzüglich mit seinem starken Willen und seiner Phantasie der Liebe ans Werk, um diese Not zu wenden, soweit das in seinen Kräften stand. Seinen tätigen Sinn drängte es, zu helfen.

Er sah die nicht genutzten Kräfte weiblicher Liebe und Fürsorge bei der unverheirateten Frau, für die es damals noch keine eigentlichen Frauenberufe gab. So warf er den zündenden Funken der weiblichen Diakonie in die Frauenwelt.

Als einzigen, ihm aber völlig genügenden Beweis für den apostolischen Ursprung des Diakonissen-Amtes führte er immer wieder die Stelle aus dem Römerbrief Kap. 16, Vers 2 an: „Ich befehle euch aber unsere Schwester Phöbe, welche ist im Dienste der Gemeinde zu Kenchreä.“

Diese Phöbe, durch die Paulus offenbar seinen Brief von Korinth nach Rom gesandt hat, versah das Amt der Armen- und Krankenpflege in Kenchreä, der östlichen Hafenstadt von Korinth. Ob freilich der griechische Ausdruck „Diakonos“ an dieser Stelle schon eine feste Amtsbezeichnung ist oder nur sagen will, daß Phöbe viel für die Gemeinde getan hat — vielleicht ist dabei an eine ehrenamtliche Wirksamkeit, wie sie etwa bei uns die Leiterin einer Frauenhilfe ausübt, zu denken —, das ist nicht sicher zu sagen.

Wenn ersteres der Fall ist, dann ist diese von Fliedner immer wieder herangezogene Bibelstelle in der Tat der erste biblische Beleg für das Amt weiblicher Diakonie, der „Diakonisse“, und die Mutterhausdiakonie kann dann mit gutem Grund ihre Ahnentafel bis auf Phöbe zurückführen.

Er wollte mit diesem Werk der Erneuerung des Diakonissenamtes der ganzen evangelischen Kirche dienen und

hat in einer Zeit mancher konfessionellen Zersplitterung einigend gewirkt. Wurzeln in der Frömmigkeit der Erweckungsbewegung wollte er der Kirche dienen in der Gewißheit, daß er „von oben zu diesem Weg getrieben“ wurde.

Er war ein Mann des Wagnisses und der raschen kühnen Tat auf vielen Arbeitsgebieten, in denen er in einer fast modern anmutenden Weise Neuland betrat und beackerte. In jedem Jahr eroberte er sich neue Arbeitsgebiete, die immer neue Anforderungen an ihn stellten. Die Fülle der Anregungen, die ihm seine Reisen ins Ausland gebracht hatten, machte er für seine Heimatgemeinde und -kirche fruchtbar: Eins ergab sich dabei organisch aus dem andern. Aus der finanziellen Not seiner Gemeinde ergab sich so ein Segen für die ganze Kirche.

Der unermüdlich Reisende hat es wohl einmal als ein hartes Kreuz bezeichnet, daß alle Welt glaubte, das Reisen sei seine Liebhaberei. Aber die als Pflicht erkannte häufige Abwesenheit von der Familie wurde ihm sehr schwer durch die oft lange Trennung von den Seinen.

Er war ein Mann von lebhaften Gebärden und rascher Gangart. Man sagte von ihm, daß seine Rockschöße flogen, wenn er in Eile durch die Anstalt eilte, um alle seine Aufgaben zu erfüllen.

Vor allem aber war er ein großer Organisator, bei dem alles so praktisch und durchdacht war, daß sehr vieles bis heute Bestand behalten hat. Er hatte alles im Auge, die größten und die kleinsten Dinge, und kümmerte sich um alles, ohne dabei die großen Linien und weitschauenden Pläne außer acht zu lassen.

Er war ein puritanisch strenger Geist von großem Ernst, der bei allem Ernst und aller Strenge gegen sich und andere einen erfrischenden Humor und im Grunde bei aller Männlichkeit auch eine Kindlichkeit behalten hat.

Mit sicherer Kenntnis der Frauenseele zieht Fliedner die Kräfte heran, die er für seinen Dienst braucht. Seine Aufzeichnungen über die ersten Diakonissen in dem „Pflegerinnenbuch“ sind ein Zeugnis seiner durchdringenden Menschenkenntnis und seelsorgerlichen Treue, mit der er jeder Schwester nachgeht, um sie zuzubereiten für ihren Dienst.

Erstaunlich ist die Sachkenntnis, die er sich bis ins einzelne auf den ihn angehenden Arbeitsgebieten erwirbt. Der unscheinbare Mann mit dem rötlichen Haar und dem pockennarbigen Gesicht gewinnt durch nüchtern=sachliche Darstellung der Wirklichkeit die Herzen und überzeugt. So hat er Pionierarbeit getan und in vieler diakonischen und erzieherischen Hinsicht — er war der geborene Erzieher — bahnbrechend gewirkt.

Eine ungeheure Betriebsamkeit und Leistungsfähigkeit steckte in ihm, die ihn rastlos vorwärtstrieb. Lebhaften, feurigen und fröhlichen Gemütes ging er immer ohne Umschweife und lange Vorbereitungen auf sein Ziel zu. Er war sachlich und ließ Tatsachen reden. Immer zog er sich auf das praktisch Notwendige zurück.

Ihm war eine starke Elastizität des Geistes und eine bedeutende Kraft des Verstandes, vor allem des Willens, gegeben. Neben dieser starken Willenskraft und seinem unermüdlichen Fleiß befähigte ihn sein Herz voller Barmherzigkeit und eine Phantasie der Liebe, die ihn erfinderisch machte zu seinem Werk, das Ungezählten mittelbar und unmittelbar zum Segen geworden ist.

Seine Kraft kam aus seinem Glauben. Täglich saß er wohl eine Stunde lang sinnend vor der Heiligen Schrift und hatte oft einen Zettel mit Namen der Fürbitte vor sich. Von hier aus wurde ihm die Führung Gottes klar und gewiß, der er sein Leben zum Opfer gegeben hatte. Wunderbar wie einen goldenen Faden sah er Gottes Gnade und Huld durch sein Leben ziehen.

Literaturverzeichnis

Fritz Fliedner: Aus meinem Leben. Erinnerungen und Erfahrungen. 4. Auflage. Berlin 1902.

Georg Fliedner: Theodor Fliedner. Sein Leben und Wirken. 2 Bände. Kaiserswerth 1908.

Martin Gerhardt: Theodor Fliedner. Ein Lebensbild. 1. Band: Kaiserswerth 1933. 2. Band: 1937.

Anna Sticker: Theodor Fliedner. Von den Anfängen der Frauendiakonie. 2. Auflage. Neukirchener Verlag 1959.

Anna Sticker: Friederike Fliedner und die Anfänge der Frauendiakonie. Ein Quellenbuch. 2. Auflage. Neukirchener Verlag 1963.

„Zeugen des gegenwärtigen Gottes“

Alphabetisches Verzeichnis der bisher erschienenen Bände (In Klammern die Nummer des Bandes)

- Arndt, E. M. (134/135)
Arndt, J. (89/90)
Arnold, G. (115/116)
Averdieck, E. (126)
Bach, J. S. (14)
Barnardo, Th. J. (70)
Bengel, J. A. (45)
Bezzel, H. (153/154)
Binde, F. (92/93)
Blumhardt, J. Ch. (3)
Bodelschwingh, F. v. (1)
Bonhoeffer, D. (119/120)
Braun, F. (46/47)
Büchsel, K. (51/52)
Bunyan, J. (110/111)
Busch, J. (149)
Busch, W. (2)
Calvin, J. (139/140)
Christlieb, A. (59/60)
Claudius, M. (7/8)
Engels, J. G. (22/23)
Fischbach, Mutter (31/32)
Francke, A. H. (144/145)
Funcke, O. (16/17)
Gerhardt, P. (12/13)
Gobat, S. (129/130)
Goßner, J. (101/102)
Gurland, R. (156)
Hahn, T. (64/65)
Hamann, J. G. (71)
Hanna, Tante (31/32)
Harms, L. (131/132)
Hauge, H. N. (43/44)
Hauser, M. (25/26)
Heermann, J. (136)
Heim, K. (148)
Hilty, C. (4)
Hofacker, L. (29/30)
Hus, J. (107)
Jung-Stilling, H. (11)
Kagawa, T. (18/19)
Keller, S. (5)
Knapp, A. (152)
Knobelsdorff, C. v. (20)
Korff, M. M. (108/109)
Livingstone, D. (146/147)
Löhe, W. (141/142)
Lohmann, E. (157)
Luther, K. (125)
Luther, M. (105/106)
Menge, H. (112)
Michaelis, W. (38)
Modersohn, E. (57/58)
Mott, J. R. (159/160)
Müller, G. (68)
Nommensen, L. (77/78)
Oertzen, D. v. (150/151)
Oetinger, F. Ch. (49/50)
Oetzbach, Fritz (98/99)
Ohm Michel (62/63)
Pestalozzi, J. H. (39)
Popken, M. (55/56)
Pückler, E. v. (91)
Rahlenbeck, H. (62/63)
Ramabal, P. (83)
Rappard, C. H. (41/42)
Rappard, D. (103/104)
Redern, H. v. (127/128)
Richter, L. (27/28)
Rothkirch, E. v. (133)
Savonarola, G. (123/124)
Schmidt, W. (100)
(Heißdampf-Schmidt)
Schrenk, E. (24)
Seckendorff, H. v. (21)
Seitz, J. (86)
Sieveking, A. (87/88)
Simsa, J. (72/73)
Spener, Ph. J. (81/82)
Spitta, Ph. (121/122)
Spittler, Chr. F. (113/114)
Spurgeon, Ch. H. (37)
Stein, K. Frh. v. (117/118)
Stoecker, A. (137/138)
Taylor, J. H. (40)
Tersteegen, G. (94/95)
Thadden-Trieglaff,
R. v. (155)
Tholuck, A. (158)
Tiele-Winckler, E. v. (15)
Traub, F. (79/80)
Vetter, J. (74/75)
Volkening, J. H. (76)
Vömel, A. (69)
Waldersee, Gräfin (31/32)
Weber, P. (53/54)
Wesley, J. (66/67)
Wichern, J. H. (96/97)
Wirths, Vater (62/63)
Woltersdorf, E. G. (79/80)
Wrede, M. (9/10)
Wurmb v. Zink, M. (6)
Zink, E. (161)
Zinzendorf, N. L. (84/85)
Zwingli, U. (143)

Einzelnummer DM 2,00; Doppelnummer DM 2,50

Die Reihe wird fortgesetzt.

THEODOR FLIEDNER (1800–1864) entstammte einem kinderreichen Pfarrhause im Taunus und trat 1822 sein erstes Pfarramt in Kaiserswerth bei Düsseldorf an. Durch die Armut der kleinen Diasporagemeinde am Niederrhein wurde er zu ausgedehnten Kollektenreisen ins benachbarte evangelische Ausland gezwungen. In Holland lernte er bei den Mennoniten das der evangelischen Kirche verlorengegangene Diakonissenamt kennen, in England begegnete er einer lebendigen kirchlich-sozialen Tätigkeit (Elisabeth Fry u. a.). Diese Reisen wirkten entscheidend auf sein persönliches Glaubensleben ein, so daß er vom Verstandesglauben seiner Zeit zu einem lebendigen Christusglauben geführt wurde, und bestimmten seine gesamte weitere rastlose Tätigkeit, die ihn zum Erneuerer des altkirchlichen Diakonissenamtes werden ließ. In einer Zeit, da die unverheiratete Frau ganz ans Haus gebunden und von ihrer beruflichen Ausbildung und Tätigkeit noch kaum die Rede war, bildete er evangelische Frauen zu Krankenpflegerinnen, Fürsorgerinnen, Erzieherinnen und Lehrerinnen aus. Über vier Erdteile hin hat Fliedner unermüdlich die Diakonissensache verbreitet, aus der soviel Segen erwachsen ist.